

GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**



Die Werwolf-Elite

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Die Werwolf-Elite

John Sinclair Taschenbuch Nr. 11

von Jason Dark

erschienen am 09.02.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Die Werwolf-Elite

Der eine Werwolf lebte unerkannt in den Wäldern Kanadas. Der andere hatte sein Versteck in Sibirien gefunden. Lupina, die Königin der Wölfe, kannte die beiden. Mit Hilfe der Mordliga ließ sie die Werwölfe zu sich holen und weihte sie in ihren fürchterlichen Plan ein. Mir sollte es an der Kragen gehen, denn Lupina hatte nicht vergessen, was ich ihr angetan hatte. Nach dem Geheimgespräch stand ich auf der Todesliste der Werwolf-Elite ganz oben...

Das weiße Licht der Halogenscheinwerfer schimmerte in der Dunkelheit bläulich. Die langen Lichtbalken fielen auf den Asphalt und schufen helle Inseln.

Es war ruhig auf dem Gelände, das besonders gesichert wurde, denn hinter den dicken Mauern der Baracken wurden Probleme besprochen, die für die Sicherheit des Landes von unermeßlichem Wert waren. Sie durften nicht an fremde Ohren gelangen, der Verteidigungsminister wäre sonst im Dreieck gesprungen. Keine Maus konnte in die mehrfach gesicherte Zone gelangen, ohne bemerkt zu werden. Erst recht kein Mensch. Doch der kam nicht wie ein Dieb in der Nacht, sondern völlig normal. Vielleicht ein wenig gehetzt oder taumelnd, das allerdings konnte auch an den Lichtverhältnissen liegen. Das meinte jedenfalls einer der Wärter, die in der Kabine mit schußsicherem Glas saßen.

Der zweite Mann löste Rätsel. »He, da kommt einer!«

Der Rätsellöser schaute auf. Wie sein Kollege trat auch er an die Scheibe und schaute auf den Weg, der direkt zur nächsten Zufahrtsstraße führte. Beide sahen sie ihn.

Wie ein Geist tauchte er aus der wattigen Schwärze auf und wurde wenige Yards später von den Halogenscheinwerfern erfaßt. Für einen Augenblick blieb er stehen, nahm die Hände hoch, und es schien, als würde er sie vor seine Augen halten. Der Mann war deutlich zu sehen.

Er trug einen grauen Anzug, ein Hemd und eine Krawatte. Alles wirkte schmutzig an ihm, als wäre er über ein Feld gekrochen.

»Shit«, sagte der Mann mit den Rätseln, »der ist fertig.« Er schob seinen Kaugummi in die rechte Mundhälfte.

Sein Kollege schwieg.

»He, warum sagst du nichts?«

»Den kenne ich.«

»Wen?«

»Der da kommt.« Der Mann grinste. »Das ist ein Hammer. Und wie der aussieht, verdammt fertig. Den haben sie durch die Mühle gedreht. Wahrscheinlich Auslandseinsatz. Shit auch...«

»Sag endlich den Namen!« forderte der andere.

»Clive Denver!«

»O Lord.«

»Ja, jetzt erinnerst du dich, wie?«

»Ich dachte, der wäre tot.«

»Haben wir alle gedacht, doch der gute Clive ist nicht so leicht in den Boden zu stampfen, mein Lieber.«

»Und was willst du machen?«

»Was ich machen will, Mensch? Reinholen, was sonst. So wahr ich Tom Warrick heiße, den Fisch dürfen wir uns nicht von der Angel gehen lassen, glaub mir.«

»Soll ich nicht erst den Alten verständigen?«

Warrick nickte. »Sicher, ruf ihn zu Hause an.«

Clive Denver hatte sich inzwischen an das blendende Licht gewöhnt. Er warf den Kopf in den Nacken und schaute hoch zum Himmel, weil dort ein voll erblühter Mond stand, der sein Licht auf die Erde schickte. Die Weltkugel badete in einem matten, silbrigen Schein.

Denver schüttelte den Kopf. Warrick konnte sehen, wie er den Mund öffnete, sich dann einen innerlichen Ruck gab und weiter auf das abgesicherte Tor zuwankte.

Tom Warrick griff zum Mikro. In der Wand waren die Rillen eines Lautsprechers zu sehen. »Mr. Denver!« drang die etwas kratzige Stimme aus dem Lautsprecher hervor. Clive blieb stehen. Er hatte braunes Haar.

Jetzt klebte es ihm in der Stirn, weil ein dicker Schweißfilm auf der Haut lag. Sprechen konnte er nicht, nur nicken.

Warrick wußte Bescheid. Der Mann war fertig, und er gehörte zu

den Topleuten des Verteidigungsministeriums. Den mußte er hereinlassen.

Neben dem Tor befand sich eine kleine Pforte. Ebenfalls durch ein starkes Eisengitter gesichert. Das schwang mit einem leisen Summton zurück. Clive Denver hatte freien Zugang. Er taumelte auf das abgesperrte Gelände, stützte sich an der Wand des Wärterhäuschens ab und ging auf Tom Warrick zu, der die Bude verlassen hatte und den Ankömmling erwartete.

Denver ließ sich von ihm in das Haus bringen. Dort drückte Warrick ihn auf einen Stuhl. »Verdammtd, verdammt!« keuchte Denver.

»Was ist geschehen?«

»Geben Sie mir einen Kaffee. Und informieren Sie den General, Meister.«

»Schon geschehen.«

»Dann den Kaffee.«

Diesen schwarzen Wachmacher tranken die beiden Aufpasser literweise während der Nacht. Warrick brachte die gefüllte Thermoskanne mit.

Seine Mutter kochte den Kaffee. Beide Männer waren nicht verheiratet.

Denver keuchte. Er war ein harter Mann, das hatte sich inzwischen herumgesprochen. Ein Typ, der weder Tod noch Teufel fürchtete. Daß er jetzt so down war, hatte sicherlich seinen Grund, nach dem die Wärter zwar fragen konnten, aber keine Auskunft darauf erhalten würden. Das fiel unter top secret. Warrick kippte Kaffee in den Becher, während sein Kollege den Agenten musterte.

Er sah einen mittelgroßen Mann vor sich mit einem hageren Gesicht und harten, irgendwie gelb schimmernden Augen. Dabei machte er gar keinen Kämpfereindruck, aber Denver war einer der besten Leute, die England zu bieten hatte. »Ihr Kaffee.«

»Danke.« Denver nahm den Becher. Er umfaßte ihn mit beiden Händen und wärmte sie an der Tasse. Dann stierte er in die Tasse, bevor er sie langsam zum Mund führte.

Die Männer schauten ihn an. Sie sprachen kein Wort. Warrick zündete sich ein Zigarillo an. Die blaugrauen Rauchwolken stiegen gegen die Decke.

»Der Kaffee ist gut«, sagte Denver.

Warrick grinste. »Sicher. Hat auch meine Mutter gekocht.«

»Kompliment.«

»Ich werde es ihr sagen.«

»Wann kommt der General?« wollte Clive Denver wissen.

»Keine Ahnung. Bescheid weiß er jedenfalls.«

»Ja, das ist wichtig. Das ist sogar sehr wichtig, meine Herren. Es hängt vieles davon ab.« Er hob den Kopf, lächelte, und seine Augen schillerten gelb.

Warrick kannte Denver seit drei Jahren. Sie hatten sich oft gesehen, einmal auch einen draufgemacht. Das war ein Besäufnis gewesen, aber diesen Augenausdruck und vor allen Dingen die Farbe der Pupillen hatte er noch nie bei Denver gesehen.

Ein Mensch konnte sich verändern, aber auch die Farbe seiner Augen? Warrick wußte es nicht. Bei einem anderen wäre er jetzt mißtrauisch geworden, nicht bei Denver. Der hatte sich schließlich selbst nach dem General erkundigt.

»Wie spät?« fragte Denver, weil er keine Uhr trug.

»Zehn Minuten vor Mitternacht.«

Denver nickte. »Hoffentlich kommt er bald.«

»Ist dringend, wie?« fragte Warricks Kollege.

»Sicher, Mann.«

Dann schwiegen sie wieder. Die Männer hatten sich nicht viel zu sagen.

Unsichtbar lag das Band der Spannung zwischen ihnen. Tom

Warrick spürte ein Kribbeln auf der Haut. Irgendwie gefiel ihm das Ganze nicht.

»Zigarette?« Der andere Wärter unterbrach das Schweigen.

»Nein.«

Denver stand auf. Langsam begann er im Raum umherzugehen. Vor der schußsicheren Scheibe blieb er stehen, schaute nach draußen, schloß die Hände, öffnete sie wieder und wirkte irgendwie nervös. Anscheinend konnte er es kaum erwarten, den General zu sehen.

Wird eine brandheiße Nachricht sein, dachte Warrick und erinnerte sich an seinen Job, der gar nicht mal so ungefährlich war. Sie wurden zwar nur als Wärter eingesetzt, doch auch dieser Job hatte es verdammt in sich.

Wenn jemand etwas wollte, standen sie immer zuerst im Brennpunkt.

Und dieses Gelände hier war den feindlichen Agenten wohlbekannt.

Dabei wußten Warrick und sein Kollege selbst nicht genau, was hinter den Barackenmauern eigentlich ausgeklügelt wurde. Scheinwerfer!

Ein Wagen fuhr auf den Weg, der zum Tor führte und von hohen Ulmen gesäumt wurde.

Die Lichtbahnen schwenkten, kamen näher, wurden zu kleinen Sonnen und vereinigten sich mit dem gleißenden Licht der Halogenlampen.

»Das wird er sein«, sagte Warrick.

Denver stöhnte auf. »Endlich.« Fahrig wischte er über sein Gesicht, das seltsam grau wirkte. Auch zuckte er mit den Schultern, als würden Flöhe über seine Haut tanzen und beißen. Warrick verließ den Bau. Er wußte genau, was er zu tun hatte. Der General fuhr nie selbst. Ein Uniformierter verließ den dunklen Rover, der vor dem Tor gehalten hatte. Warrick grüßte.

»Ist Denver noch da?« fragte der Fahrer.

»Ja.«

»Öffnen.«

Warrick gab dem Kollegen ein Zeichen. Der drückte auf einen Knopf, das Tor glitt zurück.

Fast lautlos setzte sich der Rover in Bewegung. Er passierte Tom Warrick. Die Scheiben waren getönt. Verschwommen nur sah der Wärter das Gesicht des Generals. Stur blickte der Offizier geradeaus.

General Britten war ein knallharter Bursche, der den Zweiten Weltkrieg noch aktiv miterlebt hatte. Er schien überhaupt kein Mensch zu sein, sondern ging in seinem Job so auf, daß er nur noch strategisch dachte. Bei seinen Untergebenen war er gefürchtet.

Der Wagen stoppte. Soeben verließ Clive Denver das Haus. Er ging geduckt auf die hintere Wagentür zu, die aufschwang. Denver verschwand, die Tür klappte wieder zu.

Warrick nahm seinen Platz wieder ein. »Diese Sorge wären wir los«, sagte er zu seinem Kollegen.

Der nickte. »Komisch ist es schon.«

»Was ist komisch?«

»Dieser Denver. Hat sich aufgeführt, als hätte man ihm Juckpulver unter die Klamotten gestreut.« Warrick hob die Schultern. »Was wissen wir, welchen Einsatz der hinter sich hat. Denver ist ein Ostexperte. Rußland und so. Der hat bestimmt in einer Hölle gesteckt und wird sich nach einer anständigen Dusche sehnen.«

Der zweite Mann nickte. »Das wird es wohl sein«, bemerkte er. Keiner der beiden Wärter ahnte, wie sehr sie sich irrten...

»Sie haben es also geschafft«, sagte der General zur Begrüßung.

»Ja.«

»Und?«

»Es war die Hölle.«

»Kann ich mir denken.« Der General grinste schief. Er war ein

breitschultriger Mann mit einem etwas blassen Gesicht, auf dessen Wangen dunkle Bartschatten schimmerten. Der Mund bildete nur einen Strich. Die Augen wirkten wie zwei dunkle Murmeln unter den dichten, schwarzen Brauen. Er trug immer seine Uniform. Es ging das Gerücht um, daß er sie nicht einmal im Bett ablegte. An diesem Herbstabend hatte er einen grünen Stoffmantel übergestreift, auf dessen Schultern die Abzeichen glänzten.

Der Fahrer wußte genau, wohin er den Rover zu lenken hatte. Auf den kleinen Parkplatz, wo der General zwischen zwei Büschen eine eigene Parktasche hatte. Dort stoppte er das Fahrzeug. Denver stieg aus, noch bevor der Chauffeur ihm die Tür öffnen konnte.

Sofort duckte er sich und hob dabei den Kopf. Die Augen waren gegen den Mond gerichtet, der satt und voll wie eine reife Zitrone am dunklen Nachthimmel stand und über groß wirkte zwischen dem Millionenheer der Sterne. Es war eine kühle, herrliche Herbstnacht. Ohne Dunst und Nebel. »Gehen wir«, sagte der General.

Denver wußte genau, wo man ihn hinführen würde. In das abhörsichere Büro.

Der Fahrer wartete nicht draußen, sondern schloß sich den beiden Männern an. Er ging hinter ihnen, und auch ihm fiel der seltsame Gang des Agenten auf. Denver zuckte beim Gehen, schüttelte ein paarmal den Kopf, und es hatte einige Male den Anschein, als wollte er stehenbleiben. Der General schien davon nichts zu bemerken. Jedenfalls sprach er den Agenten nicht darauf an. Und auch der Fahrer sagte kein Wort. Er hatte es gelernt zu schweigen, und er redete nur, wenn er angesprochen wurde.

General Britten schloß die Tür auf. Sie betraten eine der Baracken und gelangten in einen langen Flur, dessen Wände atombombensicher waren, wie die Erbauer meinten.

Das Büro des Generals lag auf der linken Seite. Eine schmucklose Tür mit einem Sicherheitsschloß, das von Britten erst geöffnet

werden mußte.

Bevor sie den Raum betraten, wandte sich der General an seinen Fahrer. »Sie warten hier vor der Tür.«

Der Fahrer salutierte. »Yes, Sir.«

»Kommen Sie, Denver«, sagte Britten und ließ Clive vorgehen. Dann machte er Licht.

Es sprang förmlich aus einer Leuchtstoffröhre, die einen hellen Kreis an der Decke bildete. Ein Schreibtisch, ein paar Stühle, das Bild der Queen, Schränke und einige Telefone. An Nüchternheit war der Raum kaum mehr zu übertreffen. Das einzige Bunte war der Kalender, und auch seine Bilder zeigten nur Kriegsschiffe.

»Nehmen Sie Platz!« sagte Britten, und Denver setzte sich. Der General blieb noch stehen. »Sie sehen aus, als könnten Sie einen Schluck vertragen. Möchten Sie?«

»Nein, nicht jetzt.«

»Wie Sie wünschen.« Britten nahm Platz. Er hockte hinter seinem Schreibtisch und berührte dort einen Kontakt, der sofort die Aufnahmespulen eines versteckten Recorders in Bewegung setzte.

»Und nun erzählen Sie mal, Denver.« Der Agent senkte den Kopf. Mitternacht war erreicht. Jetzt mußte es passieren.

»Was ist mit Ihnen?« fragte der General. »Haben die Russen Sie in die Mangel genommen? Oder haben Sie einen Tundra-Koller?«

»Nein, nein, das nicht.«

»Dann sagen Sie endlich, was wirklich an diesem Superbomber dran ist. Sie sollten ihn fotografieren. Haben Sie es geschafft? Sind Sie so nahe an das Flugzeug herangekommen, daß...« Ein Knurren war die Antwort.

Der General, den so leicht nichts erschüttern konnte, zeigte sich ein wenig irritiert. Eine steile Falte bildete sich auf seiner Stirn.

Insider wußten Bescheid, daß der Alte immer vor einer Explosion stand, wenn dies geschah.

»Reden Sie, Mann!« fuhr er den Agenten an.

Der hob den Kopf.

Britten war bestimmt nicht auf den Mund gefallen. Er hatte in seinem Soldatenleben allerhand erlebt, aber was er jetzt sah, das kam ihm wie ein Alptraum vor. Schlimmer als eine Bombennacht in irgendeinem verdammt Bunker.

Clive Denver war nicht mehr der alte. Der Agent hatte sich verwandelt.

Ein fremdes Gesicht starrte den General an. Aber was für eins. Das Gesicht eines Werwolfs!

Die Haut war einem graubraunen Fell gewichen. Wie zwei helle Punkte wirkten die gelben Augen in dem Gesicht mit der langen Schnauze, die anstelle eines Mundes gewachsen war. Auch die Zähne hatten sich verändert. Sie waren zu mörderischen Reißern geworden, die an gefährliche Messer erinnerten. Zwischen ihnen hing blaßrot eine Zunge, die vorzuckte und dann wieder zurückwich. Mit ihr drang gleichzeitig ein gräßliches Fauchen aus dem Maul der Bestie.

Aber die Verwandlung war noch nicht abgeschlossen. Der General bekam mit, wie sie den gesamten Körper des Agenten erfaßte.

Gleichzeitig wuchs Clive Denver. Er bäumte sich buchstäblich in die Höhe, die Schultern nahmen an Breite zu, und die Kleidung war diesem schnellen Wuchs nicht gewachsen. Nähte platzten, mit einer wütenden Bewegung schleuderte der Werwolf die Ärmel zur Seite. Hände hatte er ebenfalls nicht mehr, dafür gefährliche Tatzen mit scharfen Krallen, die die Haut eines Menschen wie kleine Messer aufschneiden konnten.

Geifer tropfte aus seinem weit geöffneten Maul. Ein gelbweißes Zeug, das sich auf dem Schreibtisch sammelte und dort eine stinkende Lache bildete.

Die Bestie bot ein grauenhaftes Bild, und allmählich begann dem

General zu dämmern, daß er es hier mit einem Gegner zu tun hatte, der sein Leben wollte.

Aus Clive Denver war ein mordwütiges Tier geworden. Das Fauchen schlug dem General wie ein Gruß aus den Hölle entgegen. Britten wußte wirklich nicht, wie er reagieren sollte. Sprechen konnte er nicht mehr.

Seine Kehle war plötzlich zugeschnürt, selbst die Luft wurde ihm knapp, so daß er nur noch keuchend atmen konnte. Das war zu grauenhaft.

Bis jetzt hatte der ehemalige Agent nur vor dem Schreibtisch gestanden.

Nun setzte er sich in Bewegung. Er schritt um das Möbelstück herum, und Britten wußte, daß er ihm an den Kragen wollte.

Die Bestie wollte sein Leben!

Der General sprang auf, öffnete den Mund und schrie den Namen seines Fahrers.

»Person!«

Der Mann mußte ihm helfen. Er konnte nicht nur jeden Wagen fahren, er war auch ausgebildeter Einzelkämpfer. Ein knochenharter Typ, der schon manchen siegreichen Kampf hinter sich hatte.

Nicht umsonst hatte der General Britten ihn an der Tür warten lassen.

Person hörte auch den Ruf. Er vernahm den Klang der Stimme und wußte genau, was er zu tun hatte. Der Fahrer wuchtete die Tür auf.

Sie wurde förmlich in den Raum hineingeschleudert, prallte gegen die Wand, kam zurück und wurde vom Fuß des Mannes gestoppt.

Der General war aufgesprungen. Er stand an der Wand neben dem Bild der Queen. Auf seiner Stirn perlte Schweiß, ansonsten war keine Reaktion bei ihm festzustellen. Er gab sich beherrscht wie immer.

Person, der Fahrer und Leibwächter, brauchte keinen Befehl von

seinem Chef. Er wußte auch so, was er zu tun hatte. Der Mann schnellte auf den Werwolf zu, der ihm den Rücken zudrehte, vergrub seine rechte Hand in dem Fell an der Schulter und wuchtete die Bestie herum.

Diese schlug rechtzeitig zu. Mit dem Tatzenhieb hatte der Fahrer nicht gerechnet. Er traf ihn völlig unvorbereitet und dazu mitten im Gesicht.

Blut quoll aus streifigen Wunden, und Persons Gesicht zeigte plötzlich ein rötliches Muster. Für einen Augenblick konnte er nichts sehen, weil ihm das Blut in die Augen gelaufen war. Mit einer fahriegen Handbewegung wischte er es weg, dann jedoch griff er an.

Auch der Werwolf sprang auf ihn zu.

Auf halber Strecke prallten die beiden zusammen. Person hatte seine Fäuste zusammengelegt. Er wuchtete sie in den Leib der Bestie, die diesen Schlag hinnahm, ohne überhaupt eine Reaktion zu zeigen. Dafür sah Person die weit aufklaffende Schnauze dicht vor seinem Gesicht, und die Panik überfiel ihn für einen schrecklich langen Augenblick. Er brachte soeben seinen Kopf noch zur Seite, als der Werwolf zubiß. Deshalb wurde er nicht am Hals getroffen, sondern an der Schulter.

Die scharfen Zähne drangen durch die Kleidung und auch in die Haut hinein.

Wieder spritzte Blut, und Person merkte im ersten Moment den Schmerz nicht, weil er unter einem zu hohen Streß stand. Es gelang ihm sogar, seinen Gegner nach hinten zu wuchten und sich so von ihm zu lösen.

Der General hatte den Kampf beobachtet. Er war ein Strateg, und er wußte, wann ein Kampf verlorenging. Wie hier.

Deshalb mußte er zu einem anderen Mittel greifen. Unter dem Mantel trug Britten seine Dienstwaffe. Es war ein Armeerevolver, sehr gut gepflegt, immer geladen. Ihn holte Britten hervor.

Sein Adjutant taumelte. Er wankte gegen die Längswand und konnte seinen linken Arm nicht mehr bewegen. Verzerrt war sein Gesicht. Blut und Schweiß mischten sich miteinander. Hart biß er die Zähne zusammen. Taumel hatte ihn erfaßt. Das Grauen stand in seinen Gesichtszügen geschrieben.

Der Werwolf drehte sich um. Den General bedachte er mit keinem Blick.

Ihn interessierte der andere.

Britten preßte die Lippen noch härter zusammen. Er streckte seinen rechten Arm aus, hielt die Waffe so ruhig es eben ging und drückte ab.

Überlaut hörte sich der Schuß in dem engen Raum an. Die Kugel hieb in den Körper der Bestie, und der General registrierte sogar den klatschenden Aufschlag. Jetzt mußte der Werwolf fallen. Er fiel nicht.

Die Augen des Generals wurden groß. Er sah das Einschußloch, in dessen unmittelbarer Umgebung das Fell rötlich naß war, mehr allerdings geschah nicht.

Auch die zweite Kugel nahm die Bestie voll. Diesmal wuchtete das Geschoß in seinen Hinterkopf und zog seine Bahn durch den Schädel. Die Bestie zuckte zwar, ansonsten blieb sie auf den Beinen und griff Person an.

Der Arm des Generals sank nach unten. Und jetzt zitterte auch seine Hand. In den folgenden Sekunden war er nicht fähig zu denken. Das Blut wich aus seinem Gesicht, fahle Blässe zeichnete die Haut, das Herz klopfte hart, die Schläge dröhnten wie Donnerhall in seinem Gehirn wider. Die Bestie sprang.

Person, sowieso schon gehandikapt, hatte nicht die Spur einer Chance.

Ausweichen konnte er nicht. Der Werwolf prallte gegen ihn und hieb mit beiden Pranken zu. Wieder ein Schlag.

Die Krallentatze traf seinen Kopf. Tausend Disco-Sonnen zur gleichen Zeit schienen vor seinen Augen zu explodieren, dann folgte die tiefe Bewußtlosigkeit.

Der letzte Kampf hatte sich dicht an der Tür abgespielt. Sie war nicht ins Schloß gefallen, sondern stand noch so weit offen, daß die Bestie ihr Opfer packen und in den Gang hineinschleudern konnte.

Der Bewußtlose rammte gegen die gegenüberliegende Wand. General Britten hatte seine Überraschung verdaut. Und er wußte, daß er das zweite Opfer der Bestie werden sollte. Dagegen wollte er etwas tun. Die Chance war nie so günstig.

Bevor der Werwolf irgendwie reagieren konnte, war Britten um seinen Schreibtisch herumgelaufen, befand sich in seinem Rücken und trat zu.

Er hatte all seine Kraft in den Tritt gelegt. Der Werwolf wurde in den Gang katapultiert und fiel über den Bewußtlosen, wobei er ein wildes Fauchen ausstieß. Der General hörte dies kaum, denn er rammte blitzschnell die Tür zu und verschloß sie von innen.

Jetzt war er in vorläufiger Sicherheit, denn die Tür bekam die Bestie so leicht nicht auf. In ihrem Innern befand sich eine Stahlverstärkung.

Andere hätten vor Angst nicht ein noch aus gewußt. Britten blieb ziemlich beherrscht.

Das wichtigste war das Telefon. Seine Hand klatschte auf den Hörer, und der General wußte auch jetzt haargenau, was er zu tun hatte.

Alarmstufe Eins!

Knapp und klar kamen seine Befehle. Er scheuchte einige Leute hoch, und danach wählte er eine andere Nummer. Scotland Yard, denn Britten wußte genau, daß es dort einen Mann gab, der sich für das Auftauchen der Bestie sicherlich interessieren würde. Noch während er wählte, hörte er, wie der Werwolf draußen auf dem

Gang gegen die Tür hämmerte.

Dumpf erreichten die Schläge seine Ohren. General Britten grinste nur grimmig...

Eigentlich ist der Bentley kein Rennwagen. In diesem Fall sprang ich über meinen eigenen Schatten und prügelte ihn voll durch, falls mir dieser Vergleich gestattet ist. Durch das nächtliche London raste ich, um das Gelände zu erreichen, von dem der Alarmruf erfolgt war.

Sir James Powell, mein Chef und Superintendent, hatte mich aus dem ersten tiefen Schlaf gerissen. Alarm aus dem DEFENCE SCIENCE RESSORT. Was da so einen hochtrabenden Namen führte, war eine militärische Hexenküche. Sie unterstand der Führung des militärischen Abschirmsdienstes und war gewissermaßen eine Geheimdienstzentrale, die sich auf militärische Objekte beschränkte.

Wer für sie arbeitete, der verdiente sein Geld entweder im Stab oder mit der Auswertung von Informationen, wie es getarnt umschrieben wurde, oder aber man schickte die Mitarbeiter an die ›Front‹. Und die lag in neunzig von hundert Fällen hinter dem Eisernen Vorhang.

Englische Agenten in Rußland, Albanien oder China. Männer, die auf dem Pulverfaß saßen, Abenteurer, trotzdem diszipliniert, harte Kerle, die weder Tod noch Teufel fürchteten und bei einer Enttarnung sofort erschossen wurden, falls man sie nicht zuvor erst durch die Foltermühle drehte.

Das waren Jobs für Einzelgänger, für Männer ohne Nerven. Mich hätte man da nicht freiwillig hinbekommen, doch wie es aussah, mußte ich mich mit diesen Männern und deren Jobs befassen. Etwas, das mir überhaupt nicht schmeckte, denn ich sah schon Schlimmes auf mich zukommen.

Man hatte mich alarmiert, weil in diesem geheimen Camp ein

Werwolf aufgetaucht war. Wie und warum, das wußte ich nicht, das würde man mir an Ort und Stelle sagen, auf jeden Fall hatte ich den guten Sir James ziemlich aufgeregt erlebt.

Was hinter den Mauern des Camps genau geschah, wußte ich nicht. Die Dinge waren so geheim, daß sicherlich nicht einmal die Mitarbeiter hundertprozentig informiert waren. Man breitete den Mantel des Schweigens darüber, denn offiziell gab es auch die Agenten nicht, die für DSR tätig waren. Wurden sie geschnappt, sah es böse aus, dann blieb ihnen nur die letzte Möglichkeit. Sie konnten die Pille zerbeißen, die sie anstatt einer Zahnpfützung trugen.

Eine Kurve.

Hart ging ich sie an. Die Servolenkung machte es leicht, den schweren Wagen durch Kurven zu fahren. Ich ratierte hinein, der Wagen brach nicht aus, das Heck blieb ruhig, und auch die Reifen hielten.

Eine herrliche Herbstnacht. Dunkel der Himmel. Wie schwarzer Samt, auf den eine gewaltige Hand glitzernde Splitter gestreut hatte, die Sterne.

Ich bewegte mich bereits am Stadtrand von London. Dörflich die Umgebung. Mal ein Haus, dann wieder weite Felder, auf die schimmernd das Mond- und Sternenlicht fiel. Ich rauschte an einsamen Radfahrern vorbei und überholte manchmal sehr riskant, aber der Auftrag war heiß.

Brandheiß sogar!

Zudem meldete sich noch das Autotelefon. Ich behielt das Steuer in einer Hand und hob mit der anderen ab.

Hellwach klang die Stimme meines Chefs. »Sind Sie noch nicht am Ziel, John?«

»Fliegen kann ich noch nicht.«

»Dann beeilen Sie sich.«

»Wenn ich im Straßengraben lande, müssen Sie den Job machen,

Sir«, erwiderte ich und senkte das Tempo, weil das Licht der Scheinwerfer eine weit geschwungene Kurve aus der Dunkelheit riß.

»Werden Sie nicht unverschämt.«

Ich lachte innerlich. »Wie sieht es denn aus, Sir?«

»Ganz gut. Der Werwolf befindet sich noch auf dem Gelände. Soldaten haben es abgesperrt, allerdings halten sie sich zurück. Noch haben sie keinen Einsatzbefehl bekommen. Man wartet auf Sie. Und der General hockt in seinem Büro.«

»Traut sich nicht raus, wie?«

»Häme ist fehl am Platze«, antwortete Sir James dozierend. Dann unterbrach er das Gespräch.

O Lord, hatte der Alte wieder eine Stimmung. Zum Wegwerfen. Ich drückte trotzdem aufs Tempo. Nicht weil ich Sir James damit einen besonderen Gefallen tun wollte, nein, ich dachte an den Werwolf und an die Menschen, die unter Umständen Opfer dieser Bestie werden konnten. Spezialwaffen trug ich bei mir. Kreuz, Beretta, Dolch. Das Kreuz bestand aus Silber, der Dolch ebenfalls und auch die Kugeln in meiner Beretta. Sie wurden in einem Kloster hergestellt. Ein Mönch drehte sie. Erst vor kurzem hatte ich wieder Nachschub bekommen.

Father Ignatius, der Schmied, hatte mir einen Brief beigelegt. Im Kloster wäre alles in Ordnung, die Mächte der Hölle hatten nicht wieder versucht, die Festung des Guten zu stürmen.

Nicht mehr lange, dann würde ich mein Ziel erreichen. Das Gelände lag zwar einsam, doch es gab eine Verbindung von der Straße aus, wie ich auf der Karte gesehen hatte. Und auf dieser Straße befand ich mich jetzt. Ein Schild wies auf die Forschungsstätte hin. Es war nur schwer zu sehen, und ich entdeckte es wirklich im letzten Augenblick. Vor mir schienen zwei grelle Sonnen. Ein Wagen kam mir entgegen. Der Fahrer hatte aufgeblendet.

Ich zog den Bentley herum und bog in den schmalen Weg ein, der

eine glatte Asphaltierung ohne Unterbrechung aufwies. Ulmen rechts und links. Kerzengerade verlief die Strecke, die vom Scheinwerferlicht voll ausgeleuchtet wurde. Wo das Licht verschwamm und die Dunkelheit anfing, sah es aus, als würden sich die Bäume rechts und links der Straße immer näher kommen.

Dreißig Sekunden waren erst vergangen, als ich über den Bäumen den hellen Schein bemerkte.

Licht vom Camp!

Sicherlich hatten sie dort sämtliche Lampen eingeschaltet. Das Licht über dem bunten Laub der Ulmen war so kalt, daß es nur von Halogenleuchten stammen konnte.

Ich fuhr mit voller Geschwindigkeit in eine weit geschwungene Kurve.

Das Licht schwenkte, wurde von Eisenstäben reflektiert. Das Tor zum Camp.

Schwerbewaffnete Posten davor, die augenblicklich ihre MPis hoben, als ich heranfuhr.

Reifen rasierten, als ich stoppte. Dann war ich bereits aus dem Wagen.

Die Mündungen der Waffen glotzten mich an. Ich hielt meinen Spezialausweis in der Hand. Man kannte meinen Namen, und man führte mich sofort auf eine Tür neben dem großen Tor zu. Sie schwang auf.

Rückwärts blickend sah ich die Einsatzwagen und eine Dienstlimousine.

Taghell war das Gelände von den Halogenscheinwerfern erleuchtet. Das Licht lag wie eine weiße Kuppel über den barackenähnlichen Bauten.

Überall sah ich bewaffnete Posten. Ein Colonel winkte mir. Ich ging auf ihn zu. »Snyder mein Name«, schnarrte er. »Die Lage sieht folgendermaßen aus...«

Militärs möchte ich nicht besonders. Sie hielten sich meiner Ansicht nach zu oft für elitär, doch diesmal kam mir die knappe Sprache zugute. Ich wußte bereits nach wenigen Sätzen, wie der Hase beziehungsweise Werwolf hier lief. Ein Agent, sein Name Clive Denver, war von einem Einsatz völlig erschöpft zurückgekehrt. Die Wache hatte den zuständigen General informiert, der war mit seinem Fahrer gekommen, hatte sich mit Denver in sein Büro verzogen, und dort mußte sich der Zurückgekehrte wohl in den Werwolf verwandelt haben. Wie es dem General gelungen war, ihn aus dem Raum zu bekommen, ohne dabei selbst sein Leben zu verlieren, war rätselhaft. Allerdings sollte die Bestie bereits ein Opfer auf dem Gewissen haben. Den Fahrer und Adjutanten.

»Alles klar?« fragte mich der Colortel und musterte mich dabei von oben bis unten.

»Sicher. Halten Sie nur Ihre Männer zurück.«

»Und Sie schaffen es tatsächlich, diese ungewöhnliche Horror-Figur zu erledigen?«

»Ich versuche es.«

»Dann man los. Schade, ich hätte andere Befehle gehabt. Bei mir wäre dieser Wolf schon von Kugeln zersiebt worden.«

»Bestimmt. Nur würde er dann noch leben«, erwiderte ich und ließ den Knaben stehen.

Im Prinzip hatte der Colonel recht. Man brauchte nicht unbedingt geweihte Waffen, um einen Werwolf zu töten. Das gelang auch durch Feuer, doch es barg immer unkalkulierbare Risiken, deshalb wohl der Befehl, auf mich zu warten. Außerdem hielten sich die Militärs für den Nabel der Welt. Sie begriffen es nicht, oder taten sich zumeist schwer damit, daß es Zivilisten gab, die effektiver arbeiteten als sie. Bis jetzt war der Werwolf vom Wachpersonal noch nicht gesichtet worden. Demnach mußte er in der Baracke stecken, wo der General sein Büro hatte.

Man zeigte mir den Bau. Er sah ebenso schmucklos aus wie all die anderen. Das grelle Licht von drei Scheinwerfern strahlte ihn an. Es waren gekrümmte Bogenlampen, die ihre kalte Pracht dem Boden entgegenschleuderten.

Die Wachposten blieben hinter mir zurück. Nach wie vor hielten sie ihre Waffen schußbereit. Auch auf den Dächern der anderen Baracken sah ich die Soldaten. Ich schritt über Betonplatten. Wo sie aneinandergelegt waren, zeigten sie dunkle Streifen.

Ein wenig komisch war mir schon zumute, denn ich dachte nicht nur an die Gegenwart, sondern auch an die Zukunft. Ich war gespannt, woher der Werwolf kam, und irgendwo mußte er zu dieser Bestie gemacht worden sein. Wer hatte Interesse daran, die Welt mit Werwölfen zu überfluten? Vielleicht Lupina, die Königin der Wölfe. Sie gehörte zu Dr. Tods Mordliga. Die Fenster bestanden aus dickem, schußsicherem Glas.

Das Büro des Generals lag auf der Rückseite. Ich mußte demnach um die Baracke herum.

Da lagen auch die Parkplätze. Ein paar Büsche fristeten zwischen dem Beton ihr karges Dasein. Auch die Dienstlimousine des Generals sah ich. Einen dunklen Rover. Vom Wind bewegten sich die Zweige der Büsche nicht. Hinter ihnen hockten Soldaten. Einer hatte ein Sprechfunkgerät und war über mein Kommen informiert worden. »Der General befindet sich noch in seinem Büro«, meldete er. Ich nickte.

Weiter vorn fiel ein breiter Lichtstreifen auf das Pflaster. Da ich das Fenster noch nicht sehen konnte, hatte ich das Gefühl, das Licht würde aus der Wand dringen.

Drei Schritte brachten mich an das Fenster. Ich blieb daneben stehen und schaute ins Büro.

Der General stand vor seinem Schreibtisch, schaute auf die Tür und hielt eine Waffe in der Hand. Mir drehte er den Rücken zu.

Deshalb klopfte ich gegen die Scheibe.

Britten hörte das Geräusch und fuhr herum.

Ich gab ihm ein Zeichen mit der Hand, indem ich den Arm von oben nach unten bewegte und dann im rechten Winkel abknickte.

Hoffentlich verstand er die Geste.

Britten war kein Dummkopf. Ohne die Tür aus den Augen zu lassen, kam er zum Fenster und öffnete es.

»Wer sind Sie?« zischte er.

Ich zeigte ihm meinen Sonderausweis.

Er las ihn, nickte und gab ihn mir zurück. »Sie wollen die Bestie erledigen?«

»Ja.«

»Ich hoffe, Sie machen Ihrem Spitznamen Geisterjäger alle Ehre«, flüsterte er scharf.

»Mal sehen. Aber warum haben Sie das Büro nicht durch das Fenster verlassen?« fragte ich.

»Der Kapitän verläßt sein Schiff niemals«, antwortete er. »Ich bleibe auch jetzt.«

Es war sein freier Wille. Der General half mir, durch das Viereck zu steigen. »Es ist gut, daß Sie diesen Weg genommen haben, damit wird die Bestie nicht rechnen.«

Möglichst leise sprang ich auf und grinste. »Manchmal haben auch Zivilisten gute Ideen.«

Er brummte etwas, das ich nicht verstand. Dann fiel mein Blick auf das Blut am Boden.

Der General hatte dies bemerkt und nickte. »Mein Fahrer hat den Kampf nicht gewinnen können.«

»Und wo ist er jetzt?«

»Draußen.« Britten räusperte sich und senkte den Blick.

»Wahrscheinlich tot, der Mann.«

Ich war schon an der Tür und legte mein Ohr gegen das Holz. »Es

hat keinen Zweck«, sagte Britten. »Sie werden kaum etwas hören können. Wir haben schalldicht und schußsicher gebaut.«

Ich drehte mich halb um und streckte dabei meinen Arm aus. »Bleiben Sie jetzt zurück«, sagte ich. Dann schloß ich vorsichtig und so leise wie möglich die Tür auf.

»Knarrt sie?« fragte ich leise.

»Nein.«

Okay, ich versuchte es. Die Klinke glitt nach unten. Britten stand am Fenster und beobachtete mich scharf. Er sah, daß ich die Tür spaltbreit geöffnet hatte und jetzt in den Gang peilen konnte. Der Blickwinkel war schlecht, ich schaute nur gegen die nackte Betonwand. Deshalb mußte ich die Tür weiter öffnen, was ich auch tat.

Luftholen, ein Sprung, ich stand draußen. Nach rechts und links flog mein Blick.

Zuerst sah ich den Fahrer. Er lag auf dem Boden. Die Blutlache vergrößerte sich noch. Der verdammte Werwolf hatte schrecklich gewütet, und in meinem Magen zog sich etwas zusammen, während ein kalter Schauer über mein Rückgrat lief. Dann sah ich die Bestie.

Sie stand am Ende des Ganges, wo die letzte Lampe brannte. Dahinter schimmerte eine Glastür.

Längst hielt ich die Beretta in der Hand. Die Entfernung war zwar nicht optimal, aber ich wollte versuchen, es mit einem Schuß zu schaffen.

Feuer!

Als hätte der Werwolf es gerochen, so warf er sich plötzlich zur Seite und gleichzeitig nach hinten.

Er fiel gegen die Tür, drückte sie auf, und meine Kugel hieb dicht über ihm in das Glas.

Im nächsten Augenblick schwang die Tür wieder zu und verschloß die Lücke. Pech gehabt.

Ich knirschte mit den Zähnen, denn nun begann die Jagd nach der reißenden Bestie...

Wo die Hudson Bay wie eine breite Zunge in den kanadischen Kontinent hineinstößt, gab es Sümpfe, Flüsse, Wälder, Seen und die große Einsamkeit. Menschen waren rar in diesem Landstrich, in dem es kaum Orte gab und noch weniger Industrie. Und wenn, dann waren es Holzfabriken, die sich in Küstennähe angesiedelt hatten, wo die Flüsse mündeten, denn sie waren immer noch der billigste Transportweg für die Baumstämme aus den unendlich erscheinenden Wäldern des kanadischen Kontinents. Die Menschen hier waren von einem besonderen Schlag. Ziemlich schweigsam, hart, rauh, aber verlässlich.

Denn sie wurden noch von dem erfüllt, was man mit Pioniergeist umschrieb. Das andere Kanada, Städte wie Montreal, Quebec oder Edmonton, interessierte sie nicht. In der Weite der Provinz Ontario verlief das Leben eben nach eigenen Regeln. Nur wenige Orte waren von den Topographen erfaßt und auf Karten eingezeichnet worden. Die Arbeiter hier lebten meist allein in den Holzhäusern, denn ihre Familien wohnten in den größeren Städten.

Im Winter zogen sie dann zu Frau und Kindern. Wenn die Flüsse und manchmal sogar die Hudson Bay zufroren, war es vorbei mit dem Holztransport, dann lag das gesamte Land an der Bay unter dem weißen Schneemantel des Schweigens. Im Herbst jedoch wurde noch gearbeitet. Hochkonjunktur. Man wollte vor dem Winter einiges schaffen, und die Besitzer der Holzfabriken nahmen Aufträge über Aufträge an, so daß manche Arbeiter vierundzwanzig Stunden hintereinander schufteten, bevor sie todmüde in ihre Betten fielen. Zu diesen Männern gehörte auch Rock Dale. Er hatte es geschafft, Vorarbeiter zu werden, und sich auch ein eigenes Häuschen gebaut, in dem er oft den Winter verbrachte, denn Verwandte oder nahe

Angehörige hatte er nicht mehr.

Das Haus lag im Wald, wo der Pfad aufhörte und der dichte Busch begann, der sich hinzog bis zu den Sümpfen, die überaus tückisch waren und schon manches Menschenleben gefordert hatten.

Freunde hatte Rock Dale kaum. Er war auch nicht erpicht darauf. Man konnte ihn als den typischen Einzelgänger bezeichnen, als einen Mann, der sich vor der Welt verkrochen hatte, zwar seine Arbeit tat, doch sonst nichts anderes im Sinn hatte. Als die Sirene heulte und den Feierabend einlätete, schaute er von seinen Plänen auf. Er war dabei, Liefertermine abzuhaken und gleichzeitig zu bestätigen. Die Fuhren waren alle raus, seine Schicht, hatte es geschafft, und ein Grinsen flog über sein knochiges Gesicht, in dem die Spuren der Anstrengung deutlich zu lesen waren und es noch hohlwangiger erscheinen ließen. Die Arbeiter ließen ihre Werkzeuge fallen. Sie hatten keine Lust mehr, verständlich, die nächste Schicht stand schon bereit. Auch der Mann, der Rock Dale ablöste, betrat die Kabine in dem Wellblechschuppen. Dale mußte sich das winzige Büro mit dem Kollegen teilen.

»Alles klar?« fragte dieser und zog seine Jacke aus. Dale nickte.

»Wunderbar, dann werde ich mich mal in die Arbeit stürzen.« Der Mann trat ans Fenster, legte den Kopf schief und schaute in den grau verhangenen Himmel. »Das sieht nach Schnee aus«, kommentierte er.

»Na ja, wir haben Anfang Oktober.«

»Noch nicht«, meinte Dale, nahm die Jacke und warf sie sich über die Schulter. »Bis morgen dann.«

»Okay.« Kopfschüttelnd schaute der Vorarbeiter seinem Kollegen nach.

Aus Dale wurde er nicht schlau, aus dem wurde niemand schlau. Ihn brauchte es nicht zu kümmern. Rock Dale hatte inzwischen seinen Landrover erreicht, öffnete die Tür und stieg ein. Sein Gesicht war unbewegt, als er hinter dem Lenkrad Platz nahm. Auch er wußte, wie

die anderen über ihn dachten, was ihm jedoch völlig egal war. Hauptsache, sie ließen ihn privat in Ruhe und fanden nichts über sein zweites Leben heraus.

In der Tat führte Rock Dale ein Doppelleben, von dem niemand etwas ahnte.

Tagsüber war er der schweigsame Vorarbeiter, der Mann, auf den man sich verlassen konnte, doch nachts, da wurde er zu dem Wesen, das nicht nur die Menschen fürchteten, sondern auch die Tiere.

Dale, der Werwolf!

Einmal im Monat, wenn der Vollmond am Himmel stand, kam es über ihn. Dann ging er des Nachts auf Jagd und holte sich seine Beute.

Zumeist waren es Tiere, aber er hatte schon zweimal einen Menschen getötet, der ihm über den Weg gelaufen war. Einmal einen Jäger und dann einen allein gehenden Wanderer, der ihm buchstäblich vor die Haustür gelaufen war. Dale hatte diesen Mann zerrissen.

Die Mounted Police, auch Rotröcke genannt, stellte Nachforschungen an. Irgendwie war das Verschwinden der beiden durchgesickert, doch auf die Fragen der Polizisten wußte niemand etwas, niemand wollte etwas sagen, und besonders Rock Dale hütete sich, den Mund aufzumachen. Schließlich wurde die Suche abgebrochen, denn die Polizisten waren davon überzeugt, daß der Sumpf die beiden Männer in die Tiefe gezogen hatte.

Daran mußte Rock Dale denken, als er den schmalen Weg zu seinem Haus fuhr. Vor zwei Tagen hatte es geregnet. Die Sonne hatte kaum noch Kraft, deshalb schimmerten Pfützen auf der Strecke. Das Wasser füllte die Löcher aus, und manchmal sank der Landrover bis zu den Achsen im Schlamm ein. Es war dämmrig geworden. Rock Dale hatte das Licht eingeschaltet. Die beiden hellen Finger hüpfen auf und nieder, je nachdem, wie der Wagen gebeutelt wurde. Hin und

wieder beugte sich Rock Dale vor. Dann versuchte er, einen Blick auf den grauen Himmel zu erhäischen, ob sich dort nicht doch die Scheibe des Mondes zeigte, denn den Mond brauchte er, aus ihm schöpfte er seine Kraft.

Noch war nichts zu sehen, aber die Zeit näherte sich, das fühlte er ganz deutlich.

Das Kribbeln im Körper, das Gefühl der Unruhe, das Hinausmüssen, es waren die ersten typischen Anzeichen für eine bevorstehende Verwandlung.

Sie konnte heute stattfinden oder erst am anderen Tag. Letzteres war sicherer, denn noch stand der Mond nicht in seiner vollen Pracht am Himmel.

Dann würde es wieder bei der Arbeit Schwierigkeiten geben, denn für eine Stunde war Rock Dale außer Gefecht gesetzt. Zwischen Mitternacht und ein Uhr mußte er sich verstecken oder auf Jagd gehen. Der Wald lichtete sich.

Mal erschien ein Haus. Sogar eine Tankstelle hatte man gebaut. Doch sie hatte seit Jahren schon keinen Pächter mehr gefunden. Die Tanksäulen verrosteten. Weiter.

Noch eine Viertelstunde, dann hatte er sein Ziel erreicht. Dales Haus lag am weitesten drauß. Die Kollegen nannten es den letzten Vorposten der Zivilisation.

Die Beschaffenheit des Bodens änderte sich. Er wurde weicher, so daß Dale das Gefühl hatte, auf Gummi zu fahren. Nur gut, daß er einen Landrover besaß. Mit dem Vierradantrieb und den großen Rädern kam der Wagen immer wieder frei. Den Weg zum Haus hatte er selbst angelegt. In mühevoller Arbeit hatte er Baumstamm neben Baumstamm gepreßt, so daß er auf Bohlen bis zu seiner Hütte fahren konnte. Einsam lag sie im letzten Licht des Tages. Und auch der Schuppen daneben, wo Dale seinen Wagen unterstellen konnte. Zum Weg hin war der Schuppen offen. Dale lenkte den Rover rückwärts

hinein. Dann stieg er aus und ging zu seinem Haus. Auch hier schritt er über einen selbst angelegten schmalen Bohlenweg. Hinter dem Bau begann der Wald.

Dschungelähnlich wucherte das Unterholz zwischen den hohen und oft sehr alten Laubbäumen.

Das Gezwitscher der Vögel würde auch bald verstummen, wenn erst einmal die Dunkelheit über das Land gefallen war. Eigentlich brauchte man hier seine Haustür überhaupt nicht abzuschließen. Der Kanadier hatte sie trotzdem mit einem Vorhangeschloß versehen, und den Schlüssel trug er um den Hals. Er streifte das Band über seinen Kopf, steckte den Schlüssel ins Schloß und zuckte zusammen. Es war nicht abgeschlossen.

Für zwei Sekunden blieb er unbeweglich stehen. Nur seine Zunge huschte über die Lippen. Dann stellte er sich wieder aufrecht und blickte sich sichernd und vorsichtig um. Lauerte dort jemand?

Die Dämmerung hatte zusehends Fortschritte gemacht, und die Sicht wurde immer schlechter. Dem Haus gegenüber standen nur junge und zum Teil verkrüppelte Bäume. Die Birken hatten ihr Laub schon fast verloren. Die Blätter lagen auf weichem Boden, denn dort begann schon der so gefährliche Sumpf. Erlengebüsch, hohes Gras und weiter hinten das Schilf bildeten einen dichten Teppich, der mit Blicken nicht zu durchdringen war. Da konnte sich jemand versteckt halten, von der Hütte aus wurde er nie gesehen.

Wenn jemand da gewesen wäre, hätten sich die Vögel anders verhalten, sie zeigten sich normal und stoben nicht aufgeschreckt davon.

Vielleicht habe ich wirklich vergessen abzuschließen, dachte Rock Dale und drückte die Tür auf.

Seine Hütte bestand aus einem großen Raum mit zwei kleinen Fenstern.

Eins davon führte zur Rückseite, wo der Wald begann. Dort war es

bereits dunkel.

Deshalb mußte Rock Dale auch, wollte er im Innern der Hütte etwas sehen, Licht machen. Elektrizität war zwar vorhanden, ein hauseigener Generator sorgte dafür, doch der mußte noch angestellt werden. Zudem stand er in einem winzigen Anbau. Also mußte sich Rock Dale zuvor mit einer Kerze behelfen. Sie lag immer griffbereit auf einem Regalbrett neben der Tür. Er trat über die Schwelle. Und plötzlich zuckte er zusammen. Rock Dale hatte etwas gerochen. Raubtiergeruch...

Den hatten seine feinen Sinne augenblicklich wahrgenommen, und sofort spannte sich seine Haltung. Er wußte auch, wer so roch.

Ein Wolf. Seine Blicke bohrten sich in die Dunkelheit, und er sah am Ende des Raumes etwas schimmern. Die beiden gelben Punkte schienen in der Luft zu stehen, nur wenn er genauer hinschaute, erkannte er den Schatten darum. Scharf zog er die Luft ein.

»Schließ die Tür und komm näher«, sagte eine Frauenstimme. »Ich habe mit dir zu reden.«

Diese beiden Sätze waren so befehlsgewohnt gesprochen, daß Rock Dale automatisch folgte.

Mit dem Fuß drückte er die Tür zu und betrat den Raum. »Mach Licht!«

Dale holte die Kerze sowie Zündhölzer, riß eines an und hielt die Flamme gegen den Docht.

Sie fand sehr schnell Nahrung, gab zuckendes Licht, und Widerschein tanzte an den Wänden.

Jetzt sah Rock Dale seine Besucherin zum erstenmal genauer. Es war tatsächlich ein weibliches Wesen. Jedoch halb Mensch und halb Bestie.

Lupina, die Königin der Wölfe, stand vor ihm!

Ich erreichte die Glastür und sah, daß die Kugel steckengeblieben

war.

Die Tür präsentierte sich in der Tat als schußsicher. Der Werwolf war aus meinem Sichtfeld verschwunden. Hinter der Tür führte der Gang noch ein kurzes Stück weiter, bevor er abermals vor einer Tür endete.

Sie war aus Metall, und jemand hatte dort einen roten Blitz aufgemalt.

DANGER-Gefahr... Hochspannung!

Es gab keine andere Möglichkeit. Der Werwolf mußte dort stecken, aber dann hätte ich ihn verschwinden sehen müssen. Bis ich über mir das Geräusch hörte. Sofort zuckte mein Kopf herum, und ich sah über mir eine gläserne Kuppel. Sie war gewölbt, ließ Licht durch, und der Werwolf hatte sie aufgestoßen.

Wie er dorthin gekommen war? Diese Frage war leicht zu beantworten.

Es gab eine Leiter an der Wand. Eigentlich nur ein paar Eisentritte, die sich vom Boden aus hochzogen und dicht unter der Decke endeten. Das war also der Weg, den der Werwolf sich ausgesucht hatte und den ich ebenfalls nehmen mußte, wollte ich ihn packen.

Zu einem Treffer ließ er mich nicht kommen, denn er hatte die Kuppel schon wieder zugeklappt. Über ihr strahlte das helle Halogenlicht. Es brach sich im schußsicheren Glas der Kuppel, und ich kletterte inzwischen an der Wand hoch. Gar nicht mal einfach, Freunde, auf diesen schmalen Eisensprossen das Gleichgewicht zu bewahren.

Schon bald mußte ich den Kopf einziehen und mich noch nach hinten beugen, wenn ich die Glaskuppel erreichen und hochdrücken wollte. Mit einer Hand hielt ich mich fest, mit der anderen drückte ich. Die Beretta hatte ich nur in den Hosenbund gesteckt. Die Kuppel fiel aufs Dach.

Kühlere Luft strömte mir entgegen. Ich bekam den Rand zu fassen

und hing wie ein Turner am Reck mit beiden Beinen über dem Boden. Es war eine kritische Lage, denn jetzt konnte mich die verdammte Bestie angreifen, wobei ich so gut wie wehrlos war. Ein Klimmzug würde mich hochbringen. Da erschien über mir ein Schatten. Verdammt, der Werwolf!

Und ich hing hier am Rand der Luke, konnte meine Waffe nicht ziehen, weil ich beide Hände brauchte. Deutlich sah ich das Gesicht der Bestie.

Es befand sich dicht an dem meinen. Der Werwolf hielt seinen Kopf schräg, die Schnauze hatte er geöffnet, Zähne schimmerten, und auf ihnen rann der gelbliche Geifer, der sich am Unterkiefer sammelte und auf meinen Kopf tropfte. Wie Säure traf es mich. Ich schloß die Augen, weil auch meine Stirn Tropfen abbekam, riß sie im nächsten Augenblick wieder auf, weil ich sonst eine Attacke der Bestie nicht rechtzeitig genug erkannt hätte.

Das Knurren stach mir entgegen. Er hörte sich an wie ein Signal zum Angriff, und eigentlich gab es nur eine Chance für mich. Ich mußte mein mühsam erworbenes Terrain aufgeben und mich fallen lassen. So weit kam es nicht.

Etwas huschte über das Dach. Ein heller Schein. Er wischte erst vorbei, dann aber traf er den Werwolf. Gleichzeitig hämmerten Schüsse.

Es hörte sich nach einer Maschinenpistole an, auch Revolver und Gewehre krachten, und der Werwolf wurde auch getroffen. Die schwerkalibrigen Geschosse konnten ihn zwar nicht töten, sie wirbelten ihn jedoch herum, wenn sie hart einschlugen.

Ich hörte den Werwolf wütend fauchen, dann verschwand er von der Öffnung.

Das war meine Chance!

Ich hing noch immer am Rand der Luke, und meine Füße baumelten weiterhin über dem Boden. Die Finger starben mir fast ab, doch

aufgeben wollte ich nicht.

Ich biß die Zähne zusammen, gab mir Schwung, stachelte mich innerlich an und kam hoch.

Das war eine Quälerei. Meine Arme zitterten, die Hände erst recht. Hart mußte ich die Zähne zusammenbeißen, konnte mich schließlich mit dem Knie abstützen und schaffte es, mich auf das Dach des Gebäudes zu rollen, wo ich flach und auf dem Bauch liegenblieb.

Meine Befürchtung, daß die Soldaten schießen würden, wenn ich erschien, bestätigte sich nicht. Die Gewehre und Revolver schwiegen.

Ich hob den Kopf, denn ich wollte wissen, wo der Werwolf steckte. Lampen blendeten mich. Die Soldaten lauerten, und so wußten sie, wo sich der Kampf konzentrierte.

Deshalb hatten sie die Lampen geschwenkt, so daß der Werwolf und ich wie auf dem Präsentierteller lagen und auch geblendet wurden.

Noch immer liegend, hob ich den Arm. Ich wußte nicht, ob sie das Zeichen verstanden hatten, hoffte es zumindest. Dann erhob ich mich auf die Knie. »Weg mit den verdammten Scheinwerfern!« brüllte ich in die Helligkeit hinein. Nichts geschah.

»Weg damit!« schrie ich noch einmal und schwenkte dabei beide Arme.

Endlich reagierten sie, allerdings erst, als mein Befehl bestätigt und weitergegeben worden war. Das waren eben die Militärs, daran konnte man nichts ändern.

Ich konnte wieder besser sehen und auch etwas erkennen. Wichtig war allein der Werwolf. Und er lag flach auf dem Dach.

Vielleicht sechs oder sieben Schritte von mir entfernt. Die Kleidung zerrissen, wie ich es oft bei einem Lykanthropen erlebt hatte, wenn er sich von einem Menschen in die Bestie verwandelte. Sein Körper wuchs dabei und streckte sich, und das konnte kein Kleidungsstück

aushalten.

Deshalb sah ich nur noch Fetzen.

Es war eine gespenstische Szene, die ich hier erlebte. Und irgendwie wirkte sie auch kalt, denn da war auf einer Seite die Technik und die Perfektion eines Militärbetriebes, und auf der anderen stand ihnen ein Wesen gegenüber, dessen Ursprung noch niemand ergründet hatte und um das sich seit dem frühen Mittelalter Legenden und Sagen rankten, die sich gerade in der abendländischen Kultur zu einer Hochblüte entwickelten. Und erst in Vergessenheit gerieten, als mit der industriellen Revolution ein neues Zeitalter anbrach.

Doch die geheimnisvollen Kräfte und Mächte hatten nie geschlafen, sich höchstens zurückgezogen und beobachtet. So lange, bis die Zeit reif war. Nun war sie reif.

Die Mächte aus dem Jenseits, der Teufel, die Hölle mit all ihren Abartigen hatten zum Sturm auf die Menschheit geblasen. Der Werwolf war nur ein Teil des gewaltigen Dämonen-Mosaiks, wozu auch Vampire, Ghouls und andere Schattenwesen gehörten, gegen die ich bereits oft genug gekämpft hatte. Und jetzt wieder gegen einen Werwolf.

Auch er war nicht mehr liegengeblieben, sondern auf die Beine gekommen.

Licht fiel noch genügend auf das Dach. Es war nicht nur der Widerschein der Lampen, auch an den Rändern sah ich große, helle Halbkreise, wo das Dach von den Lampen getroffen wurde. Kugeln hatten ihn getroffen.

Sie waren in seinen Körper gefahren und hatten regelrechte Stücke aus dem Fell gerissen sowie ihm große Wunden zugefügt. Auch am Kopf war er verletzt worden, er bot wirklich kein schönes Bild. Aber er lebte, und er war gefährlich. Er würde versuchen, mich zu töten.

Ich hatte die Wahl der Waffen. Mein Kreuz konnte ich ebenso nehmen wie die Beretta oder den Dolch. Ich entschied mich für den Silberdolch.

Er und das Kreuz bildeten praktisch eine Einheit, mit dem Dolch mußte ich es schaffen, und ich sparte dabei noch Munition.

Die Silberklinge blitzte auf, als sie von den Lichtstrahlen getroffen wurde.

Der Werwolf sah dies, zuckte zusammen und fauchte grimmig.

Dann startete er. Und er bewies, daß ihn die Geschosse zwar getroffen hatten, seine Kampfeskraft jedoch nicht darunter litt. Er wollte mich.

Während er sprang, reckte er seinen Körper in die Höhe. Dabei riß er die Tatzen hoch, öffnete das Maul noch weiter, bot mir seinen ungedeckten Körper, und die Chance ließ ich mir natürlich nicht entgehen.

Es war fast ein klassischer Konter, als ich in ihn hineinging. Dabei drehte ich mich nach links weg, duckte mich, tauchte zur Seite, und mein rechter Arm, bei dem der silberne Dolch die Verlängerung bildete, schnellte vor, wobei er gleichzeitig einen Halbkreis beschrieb.

Ich spürte kaum Widersand, so reibungslos und glatt lief alles ab. Dabei wußte ich genau, wann ich den Dolch loszulassen hatte und zur Seite springen mußte. Der Werwolf lief an mir vorbei.

Nein, es war kein Laufen mehr. Er taumelte nur noch. Als würde ein Windstoß von hinten gegen ihn wuchten, so torkelte er weiter, wobei er schreckliche Laute ausstieß und dem Dachrand immer näher kam.

Zwei Schritte noch, dann trat er ins Leere. Nicht ein Schrei war zu vernehmen, als er in die Tiefe fiel. Nur den Aufschlag hörte ich. Danach war es für wenige Sekunden still, bis die Echos der Schritte mein Ohr erreichten, als die Soldaten auf den Werwolf zuliefen, der

sicherlich sein untotes Dasein ausgehaucht hatte. Ich wollte nicht vom Dach springen, die Distanz war zu hoch. Durch die Luke kletterte ich wieder zurück, stieg die Leiter hinab und sah, wie General Britten sein Büro verließ.

»General!« rief ich.

Er drehte sich um und wartete auf mich. Seine Mundwinkel zuckten.

»Sie haben es also geschafft«, sagte er.

»Das Biest ist tot.« Ich hob die Schultern.

»Gut gemacht, Sinclair«, lobte mich der General. »Ich habe ihn fallen sehen. Allerdings konnte ich nicht erkennen, womit sie ihn getötet haben.«

»Mit einem Dolch aus geweihtem Silber.«

»Die alten Methoden?«

»Genau, Sir.«

Wir hatten inzwischen die Baracke verlassen und schritten um den kleinen Parkplatz herum, wo der Werwolf dicht neben der Dienstlimousine des Generals lag.

Soldaten hatten einen Ring um ihn gebildet. Als sie uns sahen, machten sie schweigend Platz.

Ich ahnte schon, was mich erwartete, und ich wurde auch nicht enttäuscht. Vor uns lag kein Wolf mehr, sondern ein Mensch namens Clive Denver. Aber wie sah er aus?

Zahlreiche Kugeln hatten ihn getroffen, und in seiner Brust steckte ein Silberdolch.

Ich zog ihn hervor.

Der General stand neben mir. Auch er schaute auf den Mann hinab.

Seine Hände hatte er zu Fäusten geballt. In seinem Gesicht zuckte es.

Das bläulich weiße Licht der Schweinwerfer ließ es noch blasser erscheinen. Niemand sprach.

Es war still geworden, und die Männer hingen ihren Gedanken

nach. Bis sich die Gestalt des Generals ruckartig straffte. Er ging einen Schritt zurück, drehte sich um und schaute seine Leute an. Er vergatterte sie zu absolutem Stillschweigen über das, was sie hier gesehen hatten. Dann bestimmte er einen Offizier, der dafür Sorge zu tragen hatte, daß beide Leichen abtransportiert wurden. Ich zündete mir eine Zigarette an. Die Worte des Generals hatte ich kaum verstanden, denn meine Gedanken bewegten sich bereits in der Zukunft. Von allein war der Agent nicht zu einem Werwolf geworden. Irgendwo mußte diese Verwandlung ihre Ursache gehabt haben. Und das herauszufinden, würde meine nächste Aufgabe sein.

»Geben Sie mir auch eine Zigarette«, sagte der General.

Er bekam sie und Feuer ebenfalls.

Wir blickten aneinander vorbei, bis Britten sagte: »Eine Erklärung habe ich nicht, Sinclair, doch wir müssen der Sache auf den Grund gehen.«

»Um ein Gespräch mit Ihnen hätte ich sowieso gebeten«, erwiderte ich.

»Ja, es wird nötig sein. Und ich muß Sie zu völligem Stillschweigen vergattern, Sinclair.«

»Das wird bei mir nicht nötig sein, denn wenn jemand schweigen gelernt hat, dann bin ich es«, konterte ich. Der General hob die Schultern.

»Gehen wir«, sagte er dann.

Rock Dale wußte selbst nicht, wie er reagieren sollte. Diese Person war ihm fremd, und dennoch kam sie ihm bekannt vor. Er hatte schon von ihr gehört. Des Nachts, wenn er als Werwolf durch die Wälder irrte, dann waren manchmal Stimmen in seinem Gehirn gewesen, die ihn wie einen Ruf erreichten. Wessen Ruf?

Er schaute die Besucherin an, denn sie stand nicht im Dunkeln. Neben ihr brannte eine Petroleumlampe, die ihr Licht auf die Gestalt

warf und sie umschmeichelte.

Er sah das Gesicht einer Frau. Einer schönen Frau mit blonden Haaren, die ein wenig kraus gewachsen waren und dennoch die Schultern erreichten. Das Gesicht war etwas schmal geschnitten, die Nase gerade, der Mund klein. Besonders jedoch fielen die Augen auf. Sie hatten eine seltsame Farbe, schimmerten irgendwie gelb und grün zur gleichen Zeit.

Es waren die Augen eines Tieres. Eines Raubtieres...

Der Hals glich dem eines Menschen. Doch was danach begann, hatte mit einem Menschen nichts mehr zu tun. Das war der Körper einer Bestie, obwohl er von einem dunkelblauen Kleid verdeckt wurde. Aus den Armlöchern schauten keine menschlichen Arme, sondern die Läufe eines Wolfes, mit dichtem Fell bewachsen, das rötlichbraun schimmerte und sich an einigen Stellen ein wenig aufgerichtet hatte. Hände hatte die Bestie ebenfalls nicht, sondern Pranken, deren Nägel ebenso spitz waren wie die des Werwolfs.

Sie musterten sich schweigend, und in Dales Gehirn kreisten die Gedanken.

Schließlich raffte er sich auf, um die entscheidende Frage zu stellen.

»Wer bist du?«

Sie lächelte. Ihre Lippen verzogen sich nur ein wenig nach rechts und links, trotzdem erkannte Rock Dale den spöttischen Ausdruck.

»Kennst du mich wirklich nicht?«

»Müßte ich das?«

In den Augen flammte es für einen winzigen Moment. Vielleicht Ärger oder Wut, denn die Antwort, die sie gab, klang schroff. »Ich bin Lupina, deine Königin!«

»Die Königin der Wölfe?«

»Ja, endlich hast du es begriffen. Du hast also schon von mir gehört, Rock Dale...«

Der Mann wischte über sein Gesicht. Dabei spürte er bereits den feinen Haarpelz. Er war noch nicht dicht, erinnerte höchstens an einen Bart, war aber schon vorhanden und ein untrügliches Zeichen dafür, daß die unselige Verwandlung dicht bevorstand. »Ich warte auf Antwort.«

Rock Dale nickte. »Ja, ich glaube, von dir gehört zu haben. Manchmal, wenn ich zum Wolf geworden war, dann spürte ich die fremden Gedanken in meinem Hirn...«

»Das war ich.«

»Und weshalb bist du gekommen?«

»Weil ich dich brauche.«

»Wozu?«

»Für die Werwolf-Elite!«

Davon hatte Rock Dale noch nichts gehört. »Was ist das?« fragte er.

»Du wirst sie kennenlernen. Die Werwolf-Elite setzt sich aus zahlreichen Werwölfen zusammen, und niemand auf der Welt ahnt, daß sie bereits existiert und wo sie sich befindet. Ich habe sie ins Leben gerufen und meine Diener gefunden. Wir sind viele. Und zwar so viele, daß wir einen Gegner töten können.« Rock Dale hatte die Worte zwar verstanden, doch er reagierte nicht darauf. Der Gegner war ihm völlig egal, die Werwolf-Elite interessierte ihn mehr.

»Du hast sie gegründet?«

»Fast. Aber da war noch jemand, der mich überhaupt auf den Gedanken gebracht hat. Oleg Brassow, ein Werwolf, der wie du in den großen Wäldern lebt, nur nicht hier in Kanada oder in Amerika, sondern in Sibirien.«

»So weit?«

»Ja, und dort werden auch wir hingehen, denn ich habe beschlossen, die Führung der Werwolf-Elite zu übernehmen, wobei du, Rock Dale, und Oleg Brassow meine Adjutanten sein werden.

Mit der Werwolf-Elite sind wir in der Lage, die Welt zu erobern. Sibirien ist ein gutes Land für unsere Pläne. Niemand wird uns dort stören, und der einzige, der es könnte, wird in der Weite der Taiga sein Grab finden. Dieser Mann heißt John Sinclair. Die Werwolf-Elite wird ihm das Genick brechen. Endlich, muß ich sagen.«

»Du hast dir viel vorgenommen«, sagte Rock Dale.

»Ja, das stimmt. Ich gebe mich nun mal nicht mit Kleinigkeiten ab, mein Lieber.«

»Und warum hast du gerade mich ausgesucht?«

»Das ist ganz; einfach. Du bist stark, du bist kräftig, und du fühlst dich hier nicht mehr wohl. Alles Gründe, die dafür sprechen, daß ich dich geholt habe. Wirst du meinem Ruf folgen?«

Rock Dale überlegte. Nein konnte er schlecht sagen. Obwohl er ein männliches Wesen war, bereitete ihm der Anblick der blondhaarigen Wölfin Unbehagen. Sie strahlte eine Macht aus, die auch auf Rock Dale ihre Wirkung nicht verfehlte. Er hatte seine Entscheidung bereits getroffen. »Ja, Lupina«, sagte er, »ich werde dir folgen.«

»Das ist gut.« Sie lächelte wieder. »Ich hatte auch nichts anderes von dir erwartet.«

»Und was wäre geschehen, wenn ich nicht mit dir gegangen wäre?« fragte er.

»Die Folgen wären fürchterlich gewesen«, antwortete die Königin der Wölfe. »Ich hätte dich zerrissen.«

Mehr sagte sie nicht, aber in ihrer Stimme lag eine solche Schärfe, daß Rock Dale keinen Grund sah, an den Worten zu zweifeln. Er hatte nur noch eine Frage. »Wie werden wir nach Sibirien kommen? Es ist eine weite Reise.«

»Ich weiß«, lautete die Antwort, »aber dafür ist gesorgt.« Lupina machte eine Bewegung mit dem linken Arm und deutete auf den Gegenstand, der neben ihr auf einem kleinen Tisch stand. Rock Dale hatte ihn schon die ganze Zeit über gesehen und sich auch gewundert,

denn ihm gehörte er nicht. Es war ein Würfel.

Blauweiß schillerten seine Seiten, und sie waren auch nicht klar, sondern hinter ihnen schienen grauweiße Schlieren zu wallen, die sich in dauernder Bewegung befanden und permanente Unruhepole bildeten.

Lupina legte eine Pranke auf den Würfel. »Mit ihm, dem Würfel des Unheils, werden wir die weite Reise schadlos überstehen, denn auch ich bin durch seine Hilfe in dein Haus gekommen.« Rock Dale verstand nicht. Es war nicht nötig, er konnte sich voll auf Lupina verlassen, die ihm zuwinkte, und Rock Dale verstand das Zeichen. Dicht vor ihr blieb er stehen. Lupina nickte Rock Dale zu. »Lege deine Hände ebenfalls gegen den Würfel.«

Dale gehorchte. Sie hatte das Wort Hände gebraucht. Ja, er besaß wirklich Hände, das würde sich jedoch bald ändern. Lupina schaute ihn an, senkte danach ihren Blick, konzentrierte sich auf den Würfel.

Dieser Zauberwürfel hatte es wirklich in sich. Wer ihn hatte, besaß auch Macht. Seine Herkunft lag im Dunkel der Vergangenheit. Selbst der jetzige Besitzer, Dr. Tod, wußte nicht, woher der Würfel stammte. Er hatte ihn Lupina nur überlassen. Aber der Quader reagierte genauso, wie sein Besitzer es haben wollte. Man konnte ihn manipulieren. Zum Guten als auch zum Bösen.

Und Dr. Tod sowie die Mitglieder der Mordliga manipulierten ihn zum Bösen hin. Er paßte hervorragend in ihre verbrecherischen, dämonischen Pläne.

Der Werwolf merkte plötzlich, wie ein nie gekanntes Gefühl seinen Körper durchströmte. Es fing bei den Beinen an, stieg prickelnd hoch, und während er auf den Würfel schaute, glaubte er, die Oberfläche verschwimmen zu sehen. Aus ihr wurde ein See, der sich ausbreitete, dabei eine milchige Färbung annahm und ihn verschlang. Mit Lupina geschah das gleiche. Zurück blieb eine leere Hütte.

Ich war mit dem General allein in seinem Büro. Britten stand, ich saß.

Der General hatte seine Hände auf die Schreibtischplatte gestützt und blickte zu Boden. Die Lippen bildeten einen Strich, die Mundwinkel waren verzogen. Wir schwiegen.

Bewußt übernahm ich nicht das Wort. Ich wollte Britten Zeit lassen, den Schock zu verdauen. Er hatte etwas Schlimmes erlebt, sein Gedanken-und Weltbild mußte durcheinander geraten sein, denn der General war ein Mann, der in militärischen Dimensionen dachte und jetzt völlig umdenken mußte. Er hatte zwei Männer verloren, und einer von ihnen war dabei zu einem Werwolf geworden, einem Wesen, von dem Britten vielleicht gehört, jedoch es nie für möglich gehalten hatte, daß es so etwas gab. Und nun war er damit konfrontiert worden. Durch die Nase holte er Luft. Dann schaute er mich an. »Ich glaube, wir könnten beide einen Schluck vertragen, oder nicht?«

»Ja, General.«

»Was nehmen Sie?«

»Whisky.«

Britten holte zwei Gläser und eine Flasche. Es war irischer Whisky.

Während er einschenkte, sagte er: »Wissen Sie, Sinclair, Whisky ist etwas Normales. Ich freue mich, wenn ich sehe, wie die Flüssigkeit in die Gläser läuft. Das vorhin, das war ein böser Alptraum. Ein zur Realität gewordener Schrecken.« Er stellte die Flasche zur Seite. »Aber dieser Whisky, der ist echt.« Dabei reichte er mir das Glas, in dem ein Doppelter goldbraun schimmerte.

Wir prosteten uns zu. Der General kippte den Schnaps. Er brauchte ihn einfach. Ich trank langsamer. Hart stellte Britten das Glas auf den Schreibtisch zurück. Deshalb überhörte er vielleicht das Klopfen. Ich stand näher an der Tür und öffnete einfach.

Ein Uniformierter erschien, den ich nicht kannte. Aber hinter ihm tauchte ein mir nur allzu bekanntes Gesicht auf. Es gehörte Sir James Powell, meinem Chef.

Der General hatte schon eine scharfe Antwort auf den Lippen, als er Sir James sah. »Komm rein«, sagte er.

Der Offizier zog sich zurück.

Die beiden Männer begrüßten sich mit Handschlag. Sir James nahm den Hut ab. Sein Gesicht wirkte müde, doch die Augen hinter den dicken Brillengläsern blickten uns klar an. »Ich habe zum Teil gehört, was geschehen ist, Horace. Deshalb bitte ich um einen genauen Bericht.«

»Den kann ich Ihnen auch geben, Sir«, sagte ich.

Erst jetzt schaute mich mein Chef an. »Der Werwolf ist erledigt?« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

Ich drehte das Glas in meinen Händen und nickte. »Ja, Sir, das haben wir hinter uns.«

Dann erzählte ich. Das Spiel war mir bekannt. Ich übertrieb nicht, sondern faßte alles in knappe, klare Sätze.

Sir James nickte ein paarmal und meinte nach einer Weile, als ich ausgeredet hatte: »Das war ja erst der Anfang, nicht wahr?« Er schaute dabei den General an, der zustimmte.

»Ja, James, das war wirklich erst der Anfang.«

»Welchen Auftrag hatte Clive Denver?«

Die Frage brachte Britten ein wenig in Verlegenheit. »Der Job war heiß und top secret zur gleichen Zeit. Ich weiß nicht, ob ich etwas darüber verlauten lassen kann.«

»John wird ebenso schweigen wie ich«, beruhigte Sir James den hohen Offizier.

Der General schritt zum Fenster, blickte hinaus und drehte uns dabei den Rücken zu. Dann begann er zu sprechen. »Wie wir alle wissen, stecken wir momentan in einer Phase des gegenseitigen

Mißtrauens und der Aufrüstung. Jeder Machtblock verfolgt nur seine eigenen Interessen, jeder entwickelt neue Waffen. Clive Denver hatte den Auftrag, herauszufinden, was es mit dem neuen sowjetischen Langstreckenbomber auf sich hat. Wir hatten uns mit der CIA in Verbindung gesetzt, so daß es zu einer Kooperation zwischen uns und den Amerikanern gekommen ist. Sie setzten einen Agenten ein, wir ebenfalls. Die beiden wollten getrennt marschieren und gemeinsam zuschlagen. Was aus diesem Vorsatz geworden ist, weiß niemand. Ebensowenig wissen wir, was in Sibirien passiert ist und wieso Clive Denver zu einem Werwolf wurde. Daß die Quelle jedoch in der Weite der Taiga zu suchen ist, steht für uns hundertprozentig fest. Denver kann nun seinen Job nicht mehr ausführen, es gibt ihn nicht mehr. Wir brauchen einen anderen Mann, denn wir müssen wissen, was vorgeht, schon allein um unserer Sicherheit wegen.« Diese Worte waren bei Sir James auf fruchtbaren Boden gefallen. Ich blickte meinen Chef nicht an, aber ich ahnte, welche Gedanken ihn bewegten, die ich auch in den nächsten Sekunden bestätigt bekam.

»Natürlich, Horace, wir müssen etwas unternehmen und einen zweiten Mann nach Sibirien schicken.«

Der General drehte sich um. »Wissen Sie einen?«

»John Sinclair!«

Klar, das mußte ja so sein. Ich sollte die Kastanien für die Abwehr aus dem Feuer holen. »Sinclair ist Polizist, kein Agent«, warf Britten ein.

»Aber besser als mancher eurer Spione«, konterte Sir James.

»Außerdem geht es nicht nur um den Prototyp des Langstreckenbombers, sondern um Werwölfe. Daß dieser Clive Denver nach London gekommen ist und ein Werwolf war, darf und kann uns nicht ruhen lassen. Wir müssen die Quelle finden, und dabei dürfen uns auch keinerlei Grenzen oder Eiserne Vorhänge stören.

Das ist gewissermaßen ein Dienst an der Menschheit, mein lieber Horace.«

»Du redest, als wolltest du auch noch die Russen mit einschalten.«

»Warum nicht?«

»Nein, James, du kennst sie nicht.« Der General schüttelte den Kopf.

»Werwölfe in der Sowjetunion, das darf es nicht geben. Nicht in einem sozialistischen Staat. So etwas untergräbt die Moral der Bevölkerung.«

»Obwohl die Russen gerade in der PSI-Forschung groß eingestiegen sind«, bemerkte Sir James.

»Das stimmt. Nur sind Werwölfe etwas anderes. Ich bleibe dabei, diese Aktion muß top secret über die Bühne laufen, sonst ist alles verloren.«

Die Worte des Generals schwebten im Raum, und ich dachte darüber nach. Er war ein Kenner der Materie. Wenn wir wirklich etwas unternahmen, dann mußte es heimlich geschehen, denn die Russen waren mehr als mißtrauisch. Sie würden demjenigen, der ihr Land besuchte, einen Begleiter oder Aufpasser an die Seite stellen. Wenn so etwas geschah, konnte ich mir eine erfolgreiche Arbeit abschminken. Sir James sah das natürlich anders.

Bisher hatten mich meine Aufträge meist in die freie Welt geführt. Da konnten die Behörden untereinander Kontakt aufnehmen, zudem hatte der Superintendent noch großartige Beziehungen, doch mit den Russen war das schwer.

Sir James Powell nickte. »All right, Horace, du hast mich überzeugt. Wir machen es so, wie du es vorgeschlagen hast.«

Der General lächelte. »Es wird schon richtig sein, James, glaub mir. Ich habe da meine Erfahrungen.« Er blickte mich an. »Was sagen Sie dazu, Sinclair?«

»Es wird ein harter Job, nicht wahr?«

»Noch härter.«

»Dann möchte ich jemanden an meiner Seite haben.«

»Noch einen zweiten?« Die Augenbrauen des Generals schoben sich in die Höhe.

»Ja.«

»Und wen bitte?«

»Meinen Partner Suko.«

»Hört sich chinesisch an.«

»Ist es auch.«

»Kann man sich auf den Mann verlassen?« erkundigte sich der General bei Sir James.

»Unbedingt.«

Britten überlegte. Er schaute mich dabei ein paarmal an und mußte wohl meinem Gesicht abgelesen haben, daß ich nicht mehr umzustimmen war. Er gab nach und hatte nichts dagegen, daß Suko und ich gemeinsam fuhren. »Danke, General«, sagte ich.

»Die Sache eilt natürlich«, erklärte er. »Sie ist sogar mehr als dringend. Deshalb schlage ich vor, daß wir nun zu den Einzelheiten des Auftrags kommen und sie genau durchsprechen.«

»Ich habe nichts dagegen«, erwiderte ich und spitzte in den folgenden zwei Stunden die Ohren...

Sibirien!

Ein Land, das man kaum beschreiben kann, weil einfach die Vergleiche fehlen. Auf der einen Seite gehört es zur Sowjetunion, doch seine Einwohner haben einen wesentlich stärkeren asiatischen Einschlag und fühlen sich auch mehr zu den Völkern Asiens hingezogen als zu den Europäern. Sibirien ist ein Rätsel, das noch längst nicht alle Geheimnisse preisgegeben hat. Unermeßlich groß - unermeßlich weit.

Taiga und Tundra, kurze Sommer, lange Winter. Eis und Polarnacht,

ein gewaltiger Himmel, Wälder, Sümpfe, Seen - und die große Einsamkeit.

Es gab zwar einige Städte in dieser ungeheuren Weite, doch lebten in Sibirien relativ wenig Menschen. Es war ein leeres, ödes Land, durch das sich die breiten Ströme wälzten und wo in der großen Einsamkeit noch die letzten sibirischen Tiger lebten. Sibirien war reich, unermeßlich reich sogar. Nicht an Geld oder Gold, obwohl man letzteres dort auch fand. In Sibirien gab es gewaltige Vorkommen an Bodenschätzen. Und da zählte wiederum nur ein Stichwort. Öl!

Daß tief in der Erde das Öl sprudelte, wußten auch die Regierungskreise in Moskau. Vor zehn Jahren noch hatte man gar nicht so darauf reagiert.

Über Nacht begann die Ölkrisse.

Plötzlich sah alles anders aus. Russisches Öl war gefragt. Natürlich glich man sich auch als sozialistischer Staat den Marktpreisen an und dachte gar nicht daran, den Bruderländern die Energie billiger zu lassen, man wollte selbst absahnen. Vor die Ernte hat der Liebe Gott aber den Schweiß gesetzt. Und da gab es Schwierigkeiten. So riesig die Ölreserven auch waren - die größten der Welt -, so schwierig gestaltete sich eine Förderung. Das war ungemein problematisch, denn die Ölreserven lagen unter den riesigen Sümpfen der Taiga. In Moskau startete man das Projekt Sibirien. Ein gigantischer Plan. Ein Teil Sibiriens sollte kultiviert und industrialisiert werden.

In einem sozialistischen Staat herrscht die Planwirtschaft. Obwohl es niemand offiziell zugeben wollte, gab es trotzdem Pannen, die kaum zu zählen waren.

Da war erst einmal die Natur. Es gab keine Straßen zu den Ölfeldern, die mußten gebaut werden und wurden gebaut. Man schaffte Betonplatten heran. Die hielten einen Sommer. Im Winter, wenn das sumpfige Gelände gefroren war, brachen sie. Man baute

Städte. Nach dem Reißbrettmuster wurden sie aus dem Boden gestampft. In der Taiga waren plötzlich Hochhäuser zu sehen, denn die arbeitenden Menschen mußten mit ihren Familien schließlich irgendwo untergebracht werden.

Straßen gab es nicht. Die Menschen wateten in der kurzen Regenzeit durch den Schlamm. Zustände wie im Wilden Westen. Sibirien erlebte, eine Hölle. Und der große Plan wankte.

Die Russen sahen plötzlich ein, daß sie sich wohl etwas viel vorgenommen hatten.

Und dann gab es da noch die Technik. Für gewisse Arbeiten kam man mit der Hau-Ruck-Technik des Ostens nicht weiter, da brauchte man Geräte aus dem Westen und natürlich auch westliche Spezialisten.

Die wurden eingeflogen. Für Deutsche und Franzosen war es ein Chaos.

Die Männer konnten nur den Kopf schütteln, doch über Nachschub brauchten sie sich nicht das Gehirn zu zerbrechen, sie waren nur für das technische Know-how der Ölförderung zuständig.

Trotz aller Bemühungen geriet die Produktion weiterhin ins Stocken. Das lag nicht nur an der Natur, sondern auch an der Arbeitsauffassung im Sozialismus. Wenn schon in Sibirien hocken, dann soll es sich wenigstens lohnen, hieß die Devise. Revisoren sowie Bürokraten merkten plötzlich, daß da einiges nicht mehr stimmte.

Aus Moskau kamen sie. Von der Partei geschult und im Schnüffeln perfekt. Hinterlistig getarnt, arbeiteten die Funktionäre eiskalt. Zwei Monate dauerte es, da waren sie hinter das gut ausgebaute System gestiegen.

Jetzt schlügen sie zu. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion wurde verhaftet.

Die Männer aus Moskau räumten eiskalt auf. Sie zerschlugen einen

gewaltigen Clan und scheutn sich auch nicht, korrupte Direktoren zu verhaften. Moskau wollte natürlich, daß die Schuldigen bestraft wurden. Ein Schauprozeß lief nicht. Die Zentrale in der Hauptstadt verlangte, daß die Männer in Sibirien blieben und dort weiterarbeiteten, denn man bekam keine Arbeiter, die freiwillig in die Taiga gingen. Den meisten Russen war es dort zu mies, vor allen Dingen denen, die aus dem europäischen Teil der Sowjetunion stammten. Man kannte es noch vom Krieg. Gefangenengelager wurden errichtet. Nicht sehr weit von den Bohrfeldern und damit den alten Arbeitsplätzen entfernt.

Primitive Bauten stellte man mitten in die Taiga und pferchte die Menschen dort zusammen. Es war die Hölle.

Keine Heizung. Im kurzen Sommer heiß, im langen Winter eiskalt.

Zahlreiche Männer starben, was die Verantwortlichen nicht weiter störte, denn es gab genug Nachschub. Sibirien war für die Feinde des Staates zu einer Lösung geworden. Die Arbeitsmoral war entsprechend. Es wurde nur unter Bewachung geschuftet, und die Posten waren besonders ausgebildete und geschulte Leute, die gegen eine Bestechung auf niedriger Ebene immun waren. Doch innerhalb der Lager wurde sehr schnell wieder die alte Korruption eingeführt. Einer der verantwortlichen Lagerleiter war ein Mann, der aus Sibirien stammte. Ein Bär von Kerl. Wild anzusehen mit einem wuchernden Vollbart, dunklen Augen, schrankbreiten Schultern und regelrechten Muskelpaketen. Ein Typ zum Fürchten, und in der Tat hatten die meisten Gefangenen vor Oleg Brassow Respekt. Seine Herkunft lag völlig im Dunkeln. Es ging das Gerücht um, daß seine Mutter ihn in früher Kindheit in den Wäldern Sibiriens ausgesetzt hatte und er von den Tieren großgezogen worden war. Ein sibirischer Tarzan, gewissermaßen.

Mit einem Tier hatte er zwar keine Ähnlichkeit, aber wenn man seinen menschlichen Körper anschaut, kam man leicht ins Grübeln.

Es gab wohl kaum einen Menschen auf der Welt, der so behaart war wie dieser Oleg Brassow.

Die einzigen freien Flächen schienen die Wangen zu sein, die hell aus dem Bartgestrüpp schauten. Wer ihn unter der Dusche sah, konnte meinen, einen mit Fell bedeckten Menschen vor sich zu haben.

Oleg Brassow war gefürchtet. Er redete kaum, und wenn, dann schrie er die Gefangenen an oder schlug mit einer kurzstielligen Peitsche zu, die er stets bei sich trug. Er wußte genau, wie der Hase lief, und er hielt die Gefangenen unter Kontrolle. In der letzten Zeit hatte es große Aufregung unter den Sträflingen gegeben. Einige von ihnen waren auf recht merkwürdige Art und Weise ums Leben gekommen. Man hatte sie tot in den Wäldern gefunden. Die Leichen hatten ausgesehen, als wären sie von einem Tier angefallen worden. Völlig ausgeblutet und kaum noch zu identifizieren. Gerüchte über ein wildes Raubtier entstanden. Man schickte Jäger los, doch die fanden nichts. Wie auch, denn die Bestie befand sich mitten unter den Gefangenen. Es war kein anderer als Oleg Brassow, der von dem unseligen Trieb eines Werwolfs besessen war und in langen Vollmondnächten auf Menschenjagd ging. Er fand seine Opfer. Manchmal lockte er sie sogar aus dem Lager weg, um sie in der tiefen Einsamkeit des Landes zu töten. Obwohl die Morde offiziell vertuscht wurden, sprachen sie sich doch herum. Und auch an anderer Stelle war man beunruhigt. Zwanzig Kilometer nördlich befand sich eine jener geheimen Forschungsstätten der Sowjetunion, die gleich nach dem Krieg eingerichtet worden waren, als noch niemand an den großen Ölboom dachte. Man hatte die Forschungsstätte weiter ausgebaut und das große Entwicklungsprogramm Langstreckenbomber dorthin verlegt.

Es war streng geheim, und das Gelände galt als tabu. Niemand durfte es betreten, es war bestens bewacht, aber man hatte Sorgen.

Die Ölfeider breiteten sich aus. Es war auszurechnen, wann die ersten Förderpumpen unmittelbar vor dem militärisch abgeschirmten Gelände auftauchten.

Nach einer Lösung grübelte man in Moskau. Die Experten hockten dort an ihren Schreibtischen und zerbrachen sich darüber die Köpfe, aber zu einem Entschluß waren sie noch nicht gekommen.

Der eine dachte an das Öl, das dem Land schließlich Devisen bescherte.

Doch der Verteidigungsminister sprach von der Krisenlage in der Welt und wollte sein militärisches Forschungsprogramm um keinen Rubel gekürzt wissen. So ging es hin und her, doch eine Einigung war nicht in Sicht.

Inzwischen bauten die Männer Straßen, fällten Waldstücke und schafften die Baumstämme heran, damit sie nebeneinander in den sumpfigen Boden gepreßt wurden und einigermaßen feste Unterlagen bildeten, auf denen die schweren Lastwagen fahren konnten.

Sie rollten Tag und Nacht. Auf der kilometerweiten Baustelle gab es keine Pause, und als markantes Zeichen schwebten die Feuerzungen der Erdgasfackeln über dem riesigen Areal. Wenn der Wind sie erfaßte, dann wurden sie wie lange Fahnen bewegt, und selbst Sturzregen oder gewaltige Schneefälle konnten sie nicht löschen. So vergingen Tage, Monate und Jahre. Auch Oleg Brassow wurde älter. Mit zunehmendem Alter jedoch spürte er immer stärker das Andere in ihm. Hatte er sich früher beherrschen können und war nur einmal in den Vollmondnächten auf Jagd gegangen, so schlich er jetzt die ganze Nacht durch die Wälder, wenn der Mond seine volle Pracht zeigte.

Er suchte Opfer!

Oft fand er welche, manchmal kehrte er zurück, ohne seinen Trieb gestillt zu haben, da wurde er dann am anderen Morgen zum Schwein, wovon die Gefangenen ein Lied singen konnten, denn

Brassow ließ an ihnen seine Launen aus. Auch heute war es wieder soweit. Im Lager waren die Lichter längst gelöscht. Nur an den Wachtürmen brannten einige trübe Lampen. Die Stille hatte sich über den Platz gesenkt, die nur durch das Summen der mit Hochspannung aufgeladenen Zäune unterbrochen wurde.

Wer hier durchwollte, der verbrannte jämmerlich.

Hin und wieder strichen lange Scheinwerferbahnen über das Gelände vor den Unterkünften. Nie regelmäßig, je nachdem wie die Wächter auf den Türmen ihre Launen hatten.

Sie und auch der Lagerleiter Oleg Brassow wohnten zwar auf dem Gelände, jedoch in einem Areal, das streng von den anderen abgeteilt worden war.

Brassow lebte allein. Ein kleines Holzhaus nannte er sein eigen. Und sogar einen Wagen.

Es war ein Geländefahrzeug russischer Produktion, das wirklich jedes Schlammloch schaffte und dessen Motor noch ansprang, wenn andere längst aufgegeben hatten. Dieser Wagen verband Brassow mit der Außenwelt. Wann immer er wollte, durfte er das Lager verlassen. Wie an diesem Abend.

Längst war die Sonne versunken und hatte dem Mond Platz gemacht.

Voll und reif stand er am Himmel, ein gewaltiges gelbes Auge, das seinen Schein auf die Erde schickte. Brassow stieß die Tür seines Hauses auf. Er trat über die Schwelle, blieb stehen und legte seinen Kopf in den Nacken. Am liebsten hätte er den Mond angeheult, so aber schaute er ihn nur an und badete sich in seinem fahlen Licht. Das war sein Freund, der Kraftspender. Ein paar Minuten blieb er unbeweglich stehen. Auf die Stimmen der Wachposten achtete er nicht. Die Männer spielten Karten, denn es gab in diesem Teil des Lagers kaum etwas zu bewachen.

Brassow drehte sich um, ging zu seinem Wagen und kletterte hinein.

Er startete. Wie immer spottzte der Motor ein wenig, sprang dann jedoch an, und als die Scheinwerfer aufflammten, erfaßten sie das Wärterhäuschen, wo die Wachposten saßen. Er fuhr an.

Die Aufpasser kannten das Geräusch des Motors. Einer verließ die Bude und öffnete das Tor.

Oleg fuhr hindurch. Den Gruß des Mannes nahm er überhaupt nicht zur Kenntnis, seine Gedanken beschäftigten sich mit der nahen Zukunft, denn heute sollte ein besonderer Abend sein. Einer, auf den er schon lange gewartet hatte. Lupina wartete auf ihn. Die Königin der Wölfe!

Bisher hatte er nur von ihr gehört, sie jedoch nicht gesehen. Lupina aber hatte sich mit ihm in Verbindung gesetzt, und zwar auf telepathischem Wege. Sie wollte ihn treffen.

Der Weg vom Lager war weder asphaltiert noch mit irgendwelchen Bohlen bestückt. Es war nur eine Piste, in der die großen Reifen der Lastwagen und Transporter ihre Spuren hinterlassen hatten. Es hatte schon seit einigen Wochen nicht geregnet, deshalb war die Piste trocken und relativ gut befahrbar.

Doch wehe, wenn der große Regen kam. Er war der Vorbote des Winters, dann goß es in Strömen, schüttete es wie aus Kannen, das Wasser weichte das gesamte Gelände auf, verwandelte es in eine regelrechte Schlammhölle, die selbst den schwersten Trucks Schwierigkeiten bereitete, hindurchzukommen.

Dem Regen folgte der Schnee.

Im Durchschnitt schneite es zwei Monate ununterbrochen. Der steife Nordwestwind brachte unvorstellbare Schneemassen mit sich. Und er blieb wie ein unendliches Leinentuch bis weit in den Mai hinein über dem Land liegen. Doch die Arbeit ging weiter.

Die Männer und Frauen hatten sich auf den Winter eingestellt, sie wußten genau, wie sie ihm begegnen mußten. Dann schafften sie allerdings nur mit doppelter Kraft das gleiche wie in den

Sommermonaten. Sibirien wurde zu einer weißen Hölle. Oleg Brassow kannte dieses Land. Er selbst bezeichnete sich als Stück Natur, als Teil eines Ganzen, und er wußte genau, daß die letzten schönen Tage bald vorbei sein würden. Brassow fuhr in den Wald.

Er nahm nicht die Abzweigung, die zu den Ölfeldern führte. Die Gefangenen hatten eine Schneise in den dichten Wald geschlagen, die immer wieder freigehalten werden mußte, weil das Unterholz zu sehr wucherte.

Es war dunkel. Selbst das Mondlicht schaffte es nicht mehr, den Boden zu berühren, wo eine handdicke Moosschicht lag, die von den Reifen zerquetscht wurde.

Im Scheinwerferlicht waren Spuren zu sehen, die darauf hinwiesen, daß dieser Weg nicht zum erstenmal befahren wurde. Oleg Brassow kannte ihn genau, und er würde Lupina dort antreffen, wo er sich immer verwandelte. Auf der Lichtung!

Es waren meist Birken, die dicht an dicht standen und schon einen Teil des Laubes verloren hatten. Auch Nadelhölzer waren vertreten, und der Boden wurde noch weicher. Ausläufer des riesigen Sumpfes machten sich bemerkbar. Nicht weit entfernt wälzte sich ein breiter Strom von Süden nach Norden. Wenn er während der Schneeschmelze über die Ufer trat, überschwemmte er auch das Sumpfgebiet. Brassow fuhr durch die Büsche. Sein Wagen war wie ein Roboter, der alles niederwalzte.

Zweige klatschten gegen die Karosserie, kratzten über das Glas, schlügen wie Peitschenhiebe gegen den Wagen und zogen doch den kürzeren. Vornübergebeugt hockte Brassow am Lenkrad. Hart hielt er es umklammert. Er hatte die Lippen zusammengepreßt, so daß sie nur einen Strich bildeten.

Und er spürte die innere Unruhe. Ja, sie war da. Je mehr sich die Uhrzeiger der Tageswende näherten, desto größer wurde sie. Er fühlte das Kribbeln, sein Blut schien eine andere Zusammensetzung

zu haben. Es rauschte, es lief schneller durch die Adern und brauste in seinem Kopf. Bald mußte er es geschafft haben! Da war die Lichtung!

Er brach durch das letzte Buschwerk und stoppte den Wagen dicht neben den beiden vom Sturm gefällten Bäumen, die ein querliegendes Hindernis gebildet hatten. Er stieg aus.

Stille umgab ihn. Der Motor knackte noch ein paarmal, und auch das Blech schien zu stöhnen, als Brassow dagegen drückte, dann war er allein mit seinen Gedanken. Er hockte sich zu Boden.

Automatisch legte er den Kopf in den Nacken und schaute hoch. Am Himmel stand der Mond. Oleg hatte sich so gesetzt, daß er einen möglichst großen Ausschnitt von ihm sehen konnte, und an diesem Tage wirkte er besonders groß und voll.

Eine gewaltige Kugel, gelb, fahl und doch voller Kraft. Für ihn genau richtig.

Wann kam Lupina?

Er schaute auf seine Uhr. Es waren nur noch wenige Minuten bis Mitternacht, die Verwandlung mußte bald eintreten. Brassow spürte schon das Jucken, den unheimlichen Drang, und seine Haare auf den Handrücken stellten sich hoch. Er riß seinen Mund auf.

Das Heulen drang schaurig hervor. Er war nicht mehr in der Lage, menschliche Laute auszustoßen, sondern heulte den Mond an, wobei er sich auf den Boden warf, Arme und Beine anzog, sie wieder von sich stieß, zuckte und sich um die eigene Achse drehte, wobei er mit den Händen auf den Boden schlug, dicke Grasbüschel hervorriß und sie dann von sich schleuderte. Das Tier in ihm war nicht mehr aufzuhalten. Sein Gesicht hatte sich schon verändert. Der Mund war zu einer Wolfsschnauze geworden, beide Kiefer klafften auf. Die Zähne wirkten wie eine Reihe von gelbweißen Messerspitzen, zwischen denen der Geifer tropfte und sogar lange Fäden zog. Er schleuderte sich seine Kleidung vom Körper, schrie, heulte,

schluchzte und keuchte.

Plötzlich sprang er auf. Nicht mehr als Mensch.

Ein gewaltiger Werwolf stand auf der Lichtung. Dicht behaart, ein dickes, schimmerndes Fell und ein gefährliches Maul. »So ist es gut, mein Lieber«, hörte er plötzlich eine Stimme. Brassow fuhr herum - und sah Lupina!

Sie stand dort, wo sie zwischen zwei Birkenstämmen Platz gefunden hatte, und sie war wirklich eine imposante Erscheinung. Das blonde Haar leuchtete im Mondlicht und fiel ihr bis auf die Schultern, wo es das glatte seidig schimmernde Fell berührte. Das Gesicht war das eines Menschen. Die Augen, leicht schräggestellt, wirkten kühl und wachsam.

Die Lippen waren zu einem spöttischen Lächeln verzogen, und obwohl Oleg Brassow sie an Körpergröße weit übertraf, hatte er doch Respekt vor ihr. Er spürte den Strom, der von ihr ausging und ihn traf. Das war nicht wie bei anderen Werwölfen, dahinter steckte mehr. Macht, ein unbändiger Wille, Einfluß und die Fähigkeit zu befehlen und zu regieren über ein Heer von Bestien. Sie war nicht allein gekommen. Hinter ihr stand noch ein Werwolf, der sie ebenfalls überragte und fast Brassows Größe hatte.

In den Händen hielt Lupina einen Würfel, aus dem feine Nebelschwaden stiegen.

Lächelnd kam sie näher und blieb dort stehen, wo das Mondlicht die Lichtung traf. Auch sie badete sich in dem Schein, und ihre Augen funkelten gelblich grün.

»Du bist Oleg Brassow?« sprach sie den Lagerchef an.

»Ja.«

»Und du hast auf mich gewartet?«

»Ja, Königin.« Er sprach sehr demutsvoll, denn er wußte genau, daß sie mächtiger war als er.

»Hast du meinen Auftrag ausgeführt?«

»Ich habe diesen Agenten gefaßt, gebissen und dafür gesorgt, daß der Keim in ihm steckenblieb.«

»Du hast ihn also nicht getötet?«

»Nein, ich habe mich an deine Anweisung gehalten, die du mir telepathisch mitgeteilt hast.«

»Das ist gut, Oleg. Ich sehe, daß ich mich auf dich verlassen kann.« Sie lächelte plötzlich und drehte den Kopf. »Dann darf ich dir unseren Helfer vorstellen. Das ist Rock Dale. Er kommt aus Kanada. Wie du hat auch er meinen Ruf erhalten und ist ihm gefolgt. Wir drei werden eine ungeheure Macht erreichen. Das Lager mit den Gefangenen steht zu unserer Verfügung?«

»Es ist alles vorbereitet.«

Lupina lachte. »Sie werden unsere Brüder«, frohlockte sie. »Alle werden unsere Brüder, das kann ich dir versprechen. Niemand ist in der Lage, die Werwolf-Elite aufzuhalten, und sollte es doch einer versuchen, wird er getötet!«

Diese Worte waren Balsam für die schwarzen Seelen der höllischen Geschöpfe. Sie hatten bisher nur immer im verborgenen leben müssen, nun konnten sie sich zeigen. Und mit Lupina als Führerin würde schon nichts schiefgehen. »Wann wird es wohl sein?« fragte Oleg Brassow.

»Heute noch nicht. Wir haben Zeit. Am morgigen Tag steht der Mond so voll am Himmel wie nie, dann schlagen wir zu. Wie viele Gefangene befinden sich im Lager?«

»Siebzig.«

»Sind es nur deine Landsleute?«

»Nein, auch ein Ausländer ist dabei. Er soll in zwei Tagen abgeholt werden. Spionage.«

»Wer ist es?«

»Ein Amerikaner.«

»Und sein Name?«

»Mark Baxter!«

Lupina überlegte einen Augenblick. Dann schüttelte sie den Kopf.

»Nein, ich kenne ihn nicht.«

»Ich habe ebenfalls von ihm noch nie etwas gehört«, erwiederte der Lagerchef.

»Hast du heute nacht schon dein Opfer gerissen?« erkundigte sich die Königin der Wölfe.

»Nein.«

»Dann lässt du es auch bleiben. So schlimm es für dich auch sein wird. Denk an später.«

»Ja, ich werde dir gehorchen.«

»Du wirst uns morgen um die gleiche Zeit am Lager treffen. Wir finden den Weg allein, deshalb brauchst du uns nicht abzuholen.« Es waren Lupinas letzte Worte. Sie nickte Brassow noch einmal zu, drehte sich um und verschwand.

Oleg Brassow stand noch einige Minuten unbeweglich auf der Lichtung und badete sich im Schein des Mondes. Dann öffnete er sein Maul und stieß ein schauriges Heulen aus. Es hörte sich an wie das eines großen Siegers...

Wo der Jenissej in ein gewaltiges Mündungsdelta strömt, sollten wir abgesetzt werden.

Es war eine Gegend, in der ein Mensch es verflucht schwer hatte, zu existieren. Sümpfe über Sümpfe. Dazwischen die gewaltigen Mündungsarme des breiten Stroms, der manchmal aussah wie ein Meer.

Wir flogen in den aufgehenden Tag hinein, und die Sonnenstrahlen fielen auf das unter uns liegende Wasser, das silberfarben aufleuchtete, als hätte jemand mit einem gewaltigen Pinsel Metalliclack darüber gestrichen.

Der Pilot suchte nach einem Landeplatz. Er, Suko und ich hockten in keinem normalen Flugzeug, sondern in einer Maschine, die Schwimmträger hatte und auf dem Wasser landen konnte. Gestartet waren wir von einer Insel aus, die im Nordmeer liegt, deren Namen ich aber vergessen habe. Dort lebte der Pilot als Fischer und Pelzjäger. Daß er für den englischen Geheimdienst arbeitete, wußten die wenigsten.

Er kannte sich auf jedenfalls aus und hatte das Radar unterflogen. Er würde uns auch wieder abholen.

Das Wasserflugzeug war ein wenig umgebaut worden. Es verfügte über Zusatztanks. So wurde es schwerer und langsamer, und wir waren ziemlich spät dran.

Eisberge hatte wir ebenfalls gesehen. Unbeweglich trieben sie im grauen Wasser. Der Polarkreis war schließlich nicht weit entfernt, und wenn wir Pech hatten, gerieten wir in den ersten Schnee, obwohl die Wetterfrösche nichts dergleichen vorausgesagt hatten. Sie glaubten weiterhin an ein ruhiges Herbstwetter, das auch die nächsten Tage anhalten würde. Wir gingen tiefer. Das geschah ziemlich ruckartig, so daß ich das Gefühl hatte, mein Magen würde oben in der Kehle sitzen.

Erst jetzt merkte ich, wie schnell wir waren, denn Sumpf und Wasser glitten als schimmernde Fläche unter uns weg. Kreischend stiegen gewaltige Vogelschwärme auf und flohen vor uns in den hellgrauen Himmel.

Die Temperatur lag nur zwei Grad über dem Gefrierpunkt. Und viel wärmer würde es nicht werden. In der Nacht hatte es sogar gefroren.

Bodenkontakt.

Besser gesagt, Wasserberührungen, denn an den kleinen Fenstern spritzten plötzlich graue Fontänen hoch, die wieder zusammenfielen, wenn sie ihren höchsten Punkt überschritten hatten. Ich sah Wildgänse nach Osten fliegen. Majestatisch wirkte auf mich ihr Flug.

Und nach Osten wollten wir auch. Denn etwas südöstlich des Deltas lag unser Einsatzgebiet. Wir trugen Spezialkarten bei uns aus dem Archiv des Geheimdienstes. Der Wind kam von vorn, er trieb die Wellen des Mündungsarms hoch, warf sie gegen das Flugzeug und schüttelte es durch.

Suko und ich hatten in der letzten halben Stunde nicht gesprochen. Wir blickten an zwei verschiedenen Seiten nach draußen, und ich sah den dunklen Gürtel zuerst, auf den das Flugzeug genau zuhielt. Das Wasser gischte weiterhin in die Höhe. Berge aus glitzernden, sprühenden Tropfen fielen über unserer Maschine zusammen und überzogen die Haut des Vogels mit einem glänzenden Film.

Fünf Minuten später berührten die Schwimmer festeren Boden. Sumpf.

Die Maschine stand, der Pilot drehte sich um und winkte uns zu. Wir hatten schon durch die Fenster gesehen, wo wir gelandet waren, und schüttelten die Köpfe. »Hier sollen wir raus?« fragte ich.

»Ja.«

»Und dann versacken wir im Sumpf.«

»Nein, das sieht nur so aus. Ich kenne die Stelle. Sie haben ja Stiefel an, und wenn sie schnell gehen, werden sie bald einen brüchigen Steg erreichen. Dort wartet man dann auf Sie.«

»Auf Ihre Verantwortung«, sagte ich.

»Ich?« Er lachte auf und erhob sich von seinem Sitz. »Ich bin nur ein kleiner Pilot, mehr nicht.«

»Der es faustdick hinter den Ohren hat.«

Der Ausstieg war inzwischen geöffnet. Kalter Wind pfiff in die Maschine. Wir waren heilfroh, die Jacken mit dem Steppfutter angezogen zu haben.

Der Wind wehte auch über den Sumpf. Er bewegte das Gras, das hüfthoch aus dem Wasser ragte, so daß es auf uns wirkte wie ein grünbraunes, wogendes Meer.

Es wuchs bis zum Wald hin. Eine freie Fläche oder einen trennenden Zwischenraum sah ich nicht. Der Pilot hatte eine kleine Leiter ausgefahren. Sie klebte am Rumpf. Über die Sprossen stiegen wir nach unten.

Ich hatte die Führung übernommen und versank deshalb als erster in der Mischung aus Wasser und Schlamm. Als meine Füße den Grund aufwühlten, nahm das Wasser eine noch stärkere Trübung an.

Die hohen Stiefel erwiesen sich jetzt schon als nützlich. Fast bis zu den Knien sackte ich ein und fühlte unter meinen Füßen einen schwammigen Grund.

»Bewegen Sie sich«, riet der Pilot, »sonst sacken Sie ein!«

Das tat ich, wobei ich Mühe hatte, meine Beine wieder aus dem Grund hervorzuziehen. Suko ging es nicht anders.

Der Pilot war so dicht am Wald gelandet, wie er gerade noch verantworten konnte. Als wir weit genug entfernt waren, startete er, wendete die Maschine und zischte über das Wasser.

»Mutiger Bursche«, sagte Suko. Wir waren für einen Moment stehengeblieben und schauten dem Flugzeug nach.

Ich hob die Schultern. »Er haßt das System. Sein Vater war Russe. Er starb in einem Lager.«

Der Vogel hob ab. Er hatte einen grünlichen Tarnanstrich, doch jetzt blitzte selbst dieser auf, denn das Flugzeug schien direkt in die Sonne hineinzufliegen.

Wir waren zu lange stehengeblieben und hatten Mühe, wieder freizukommen. Schwer stapften wir weiter und merkten schon bald, daß der Untergrund härter wurde. Schließlich verschwand auch das Wasser, wir passierten Ausläufer des Schilfgürtels und erreichten zwar feuchten, aber dennoch festen Boden. Dort blieben wir erst einmal stehen.

Stille und Einsamkeit umgab uns. Die Maschine war schon verschwunden. Wir sahen sie nicht einmal mehr als Punkt im Grau

des Himmels. Diese Gegend war ein Paradies für Naturforscher. Bretteben lag sie vor unseren Augen. Gewaltige Vogelschwärme schienen aus der Sonne zu kommen, stießen nieder und fanden überall auf dem weiten Wasser- und Sumpfgelände ihren Platz sowie Nahrung.

Suko hatte die Karte hervorgeholt. Es waren etliche Meilen bis zu unserem Ziel, und allein würden wir es kaum schaffen. Davon waren wir beide überzeugt. Wir sollten abgeholt werden. Von der Person war nichts zu sehen.

Nicht einmal den Namen wußten wir, da konnte jede x-beliebige Figur erscheinen, wir mußten ihr einfach vertrauen. Das gefiel mir überhaupt nicht.

Suko deutete nach Südosten. »Sollen wir?«

Ich hob die Schultern. »Klar, wer nicht kommt zur rechten Zeit...«
»Genau.«

Wir marschierten los. Jeder Atemzug stand als kleine Wolke vor unseren Lippen. Es war empfindlich kalt. Der sibirische Winter ließ sich nicht aufhalten.

Schon nach wenigen Schritten blieb ich stehen und sah mich um.
»Suchst du etwas?« fragte der Chinese.

»Ja, den Steg, von dem unser Pilot gesprochen hat.«

»O verflixt, den hatte ich ganz vergessen.«

Wir waren zum Glück noch nicht in den Wald eingedrungen.

Vor mir sah ich einen Baum. Ich kletterte hoch und hielt Ausschau.

Ich hatte Glück. Der Steg war von meiner Position aus zu erkennen. Wie ein dunkles Band lief er in einen schräg vor uns liegenden Schilfgürtel hinein. Ich sagte Suko Bescheid und sprang nach unten. Der Chinese war schon vorgegangen. Wieder wurde der Boden weicher. Wenn wir auftraten, schmatzte es unter unseren Füßen. Die Sohlen der Stiefel hinterließen Abdrücke, in die sofort Wasser hineinrannte.

Ein dicker Frosch, aufgebläht wie ein Ballon, hüpfte mir fast über die Füße, weil ich ihn erschreckt hatte. Mit beiden Händen drückte der vor mir gehende Suko das Schilf zur Seite. Weiter vorn stießen träge, breite Dunststreifen von der Wasseroberfläche hoch, weil die Sonnenstrahlen damit begannen, Flüssigkeit zu verdampfen.

Dann sahen wir den Steg. Wir befanden uns ungefähr dort, wo er begann. Vertrauenerweckend sah er mir nicht aus. An einigen Stellen war er zerbrochen. Die Bohlen hingen schief, und manche waren überhaupt im Wasser verschwunden. Hier sollten wir den Kontaktmann also treffen. »Ich sehe ihn nicht«, sagte Suko und warf einen Blick auf seine Uhr. Wir machten einen Zeitvergleich und stellten beide fest, daß wir uns verspätet hatten.

»Der wird wieder verschwunden sein«, murmelte Suko.

Ich schüttelte den Kopf. »So ein Mensch muß doch wissen, daß wir hier nicht pünktlich auf die Minute sein können.«

»Du willst also warten?«

»Genau.«

»Dann sehe ich mich mal um«, meinte Suko und wollte den Steg betreten, als wir in unserem Rücken eine Stimme vernahmen, die sich recht zaghafthörte.

Wir drehten uns zur gleichen Zeit um.

Vor uns stand ein Mädchen!

Mit allem hatten wir gerechnet, nur damit nicht. Ein Mädchen in dieser Einöde, das war wirklich ein Hammer. Ich schluckte, und auch Suko konnte seine Überraschung nicht verbergen. Bevor ich eine Frage stellte, betrachtete ich die Kleine genauer. Klein war sie wirklich. Sie reichte mir nur bis zur Schulter, trug einen wollenen Rock und eine Steppjacke mit Kapuze, die sie jedoch nicht über ihren Kopf gestülpt hatte, deshalb sah ich das glänzende schwarze Haar, die das schmale Gesicht umrahmten, so daß die Haut noch

blasser wirkte, als sie ohnehin schon war.

Das Mädchen hatte einen fein geschwungenen Mund und große Augen, in denen die Scheu nistete. »Wer bist du?« fragte ich.

»Jovanka.«

»Und du sollst uns abholen?«

»Ja.«

Zum Glück sprach sie Englisch, so daß das erste Eis zwischen uns gebrochen war.

Ich reichte ihr meine Hand. Sie zögerte erst noch, dann griff sie zu.

»Mein Name ist John«, sagte ich und stellte auch Suko vor.

Der Chinese lächelte. Auch er begrüßte das Mädchen mit einem Händedruck.

Wir waren noch immer überrascht, denn damit hatten wir wirklich nicht gerechnet. Niemand hatte uns gesagt, daß wir von einem Mädchen abgeholt werden würden.

»Kommt«, sagte sie.

Suko und ich hoben die Schultern. Wir waren Fremde in einem fremden Land und mußten ihr folgen.

Wir verließen die Nähe des Stegs und drangen in den Wald ein. Aus der Ferne hatte er sehr dicht ausgesehen, nun bemerkten wir, daß das ein Trugschluß war. Zwischen Erlen und Birken gab es genügend Platz, so daß wir relativ bequem hindurchgehen konnten.

Die Bäume waren allesamt nicht hoch. Das ließ das Klima einfach nicht zu.

Jovanka war ein Kind des Landes. Obwohl wir als kräftige Männer eigentlich hätten leicht Schritt halten müssen, hatten wir Schwierigkeiten, ihr zu folgen. Schnell und geschmeidig ging sie vor uns her, hüpfte manchmal über kleine Tümpel, und ihr derber Stoffrock schwang dann wie eine Glocke hoch, so daß wir ihre Beine sehen konnten, die in dicken Wollstrümpfen steckten. Ich sah schon vorher, daß es bald nicht mehr weiterging, denn vor uns

glitzerte ein Flußlauf. So breit, daß das gegenüberliegende Ufer nur als grauer Dunststreifen zu erkennen war. Die Tümpel wurden größer. Ich sah sogar Wasserschlangen. Wir mußten die nassen Löcher umgehen, gerieten wieder in einen im Wind wogenden Schilfgürtel, in dem das Mädchen plötzlich verschwunden war. Wasser platschte.

Suko war zuerst bei mir. Er hatte sich gebückt, drängte einige Rohre zur Seite und drehte den Kopf. »Ein Boot, John.«

Wenig später sah ich es auch. Es war ein alter Holzkahn, der sogar einen Außenborder hatte sowie einen Mast. Das Segel allerdings lag zusammengefaltet auf den Planken, die unarbeitet waren. Dann befanden sich noch mehrere Kanister im Boot. Ich nahm an, daß sie Treibstoff enthielten. »Kommen Sie«, sagte Jovanka.

Wir ließen uns nicht lange bitten und stiegen ein. Der Kahn schwankte ein wenig, als die Gewichte falsch verteilt wurden, und Suko begab sich sofort ans Heck, um den Motor anzuwerfen, wobei er Jovanka fragend anschaute. Sie nickte lächelnd.

Dreimal mußte der Chinese an der Leine ziehen, bevor überhaupt ein Spotzen zu hören war. Beim fünften Versuch sprang er an. Mit wenigen Worten machte Jovanka uns klar, wie wir fahren sollten. Immer in der Nähe des Schilfgürtels bleiben, damit wir so rasch wie möglich verschwinden könnten. Wir erfuhren auch, daß wir uns auf einem Nebenarm des großen Stromes befanden, also nicht auf dem Jenissej selbst. Wie breit mußte der Fluß erst sein!

Abermals erschreckten wir zahlreiche Vögel, die im dichten Schilf gesessen hatten und nun hochstoben. Zuvor hatten wir keine gesehen.

Flußaufwärts fuhren wir. Suko steuerte, und wir schwiegen. Das Mädchen starnte auf die Wasserfläche, die vom Wind bewegt wurde und kräuselnd vor uns lag.

Ich beobachtete sie und sah, daß sie traurige Augen hatte. Ihr Alter schätzte ich auf 22.

Zweimal mußten wir Sprit nachfüllen. Dann war ein Kanister leer. Es standen jedoch genügend zur Verfügung.

Ich versuchte, mit Jovanka ein Gespräch anzufangen.

Sie antwortete einsilbig, wobei sie allerdings zugab, daß uns eigentlich ihr Bruder Boris abholen sollte.

»Und warum kommt er nicht?« erkundigte ich mich.

»Er kann nicht.«

Mehr sagte sie nicht. Langsam stieg die Sonne höher. Es wurde Mittag.

Wir fuhren auch nicht mehr auf dem Nebenarm, sondern auf einem See, der überging in einen gewaltigen Sumpf. Als es genau 12 Uhr war und ich fragen wollte, wie weit wir denn noch zu fahren hatten, sahen wir plötzlich Vögel, die wild aufflatterten.

Jovanka erschrak. Ihr Gesicht wurde noch blasser. Und Panik erfüllte ihre Augen, als sie die Stimmen hörte. »Soldaten!«

Augenblicklich stellte Suko den Motor ab. Vom eigenen Schwung getrieben, glitt das Boot in einen Grasgürtel hinein, der so hoch wuchs, daß der aufrecht stehende Mast kaum auffiel. Hatten die Soldaten etwas bemerkt? Wir drei lagen auf dem Boden des Bootes, wagten kaum zu atmen und warteten ab.

Die Stimmen wurden lauter. Ich verstand nicht, was gesprochen wurde, hörte ein Lachen und dann einen Befehl. Im nächsten Moment brummte ein Motor auf.

Es war ein sehr lautes Geräusch, das uns unter die Haut ging. Wellen rollten an und schaukelten unseren Kahn. Dann war das andere Boot vorbei.

Wir warteten noch. Erst als wir das Motorengeräusch kaum noch hörten, standen wir auf.

Ich trug einen kleinen Feldstecher bei mir und holte ihn aus der Seitentasche.

Durch die Optik brachte ich den Gegenstand näher an mich heran.

Es war in der Tat ein mit Soldaten besetztes Boot gewesen. Die sowjetische Fahne flatterte am Mast.

Sechs Mann Besatzung zählte ich. Ho, da hatten wir Glück gehabt.

Dabei war unsere Reise zu Ende. Wenigstens die auf dem Wasser. Den Rest mußten wir zu Fuß zurücklegen. Aber nicht mehr durch den Sumpf, sondern durch dichte Wälder. Einsam, schweigend, sich selbst überlassen.

Das war ein regelrechter Urwald, durch den das Mädchen mit traumwandlerischer Sicherheit seinen Weg fand. Da lagen Bäume quer, bildeten gewaltige Hindernisse. Andere wuchsen schräg, so daß sie von den gegenüberliegenden aufgefangen werden mußten, und so manches Mal kamen wir ohne zu klettern nicht weiter.

Jovanka fand ihren Weg. Sie war wirklich Spitze und führte uns sehr sicher.

Unsere warmen Jacken hatten wir ausgezogen und über die Schultern gehängt, und plötzlich erreichten wir eine Straße. Sofort blieben wir stehen. »Was ist das?« fragte ich.

Jovanka erklärte mir mit wenigen Worten, daß es nicht mehr weit zu unserem Ziel wäre, und sagte mir auch, daß die Straße den Holzfällern und Ölarbeitern gehörte. Nun, Straße war übertrieben. Mehr ein Pfad, auf dem man Baumstämme dicht nebeneinander gelegt hatte. Links sah ich sogar einen Lastwagen. Ich wunderte mich darüber, daß niemand arbeitete, doch das Mädchen sprach von einer Mittagspause. Das sagte alles.

Wir waren froh, auf der anderen Seite wieder in den Wald eintauchen zu können, der sich schützend über uns breitete. Bisher hatte ich mich nicht getraut, Jovanka nach den Wölfen zu fragen. Das holte ich nach. Sie gab keine Antwort. »Gibt es sie nun?«

»Vielleicht, John. Sibirien ist weit, die Geister leben, die Rätsel liegen tief.«

Damit konnte ich wirklich nichts anfangen. Wir wurden noch

vorsichtiger.

Zudem hörten wir immer wieder Stimmen. Dazwischen Axtschläge und das Geräusch der Motorsägen. Die Zivilisation hatte uns wieder.

Als wir auf einen Weg stießen, deutete Jovanka nach vorn. »Wir sind gleich da«, sagte sie.

Ich folgte ihrem ausgestreckten Zeigefinger mit meinen Blicken. Sie hatte recht, denn wo der Weg zu Ende war, sah ich Häuser. »Euer Dorf?« fragte ich.

»Ja.«

»Man wird uns sehen.«

»Nein, die Männer sind im Wald. Und die Frauen...« Sie hob die Schultern und lächelte. »Ihr seid eben Freunde aus dem Ölcamp.«

Sie wußte sogar den Namen Ölcamp, und ich fragte sie, wo sie Englisch gelernt hatte.

»In Moskau.« Danach blieb sie wieder verschlossen. Wir gingen nun den Weg entlang, der zu dem kleinen Walddorf führte. Dabei hielten wir uns dicht am Waldrand. Zu sehr wollten wir das Schicksal doch nicht herausfordern. Abermals war uns das Glück hold. Soviel wir erkennen konnten, wurden wir nicht gesehen, aber man hätte uns auch aus dem Unterholz heraus beobachten können.

Das Haus, in dem Jovanka wohnte, lag etwas abseits. Zwischen den Holzbauten gab es keine Wege. Der normale Pfad endete am Ende der Hüttenansammlung.

Niemand pflegte die unmittelbare Umgebung. Gras und hohe Farne konnten zwar wachsen, waren aber von den Rädern der Fahrzeuge geknickt worden und lagen wie eine Schicht am Boden.

Das Hallen der Axtschläge und Brummen der Motorsägen war hier die ständige Begleitmusik. Wir mußten die Straße verlassen, um Jovankas Haus zu erreichen. Es lag dicht am Wald, war eines der letzten, nur das gegenüberliegende Haus stand noch weiter hinten.

»Du wohnst mit deinem Bruder allein hier?« fragte ich das

Mädchen.

»Ja.«

»Ist er da?«

»Nein.« Jovanka blieb vor der Tür stehen, holte einen Schlüssel heraus und schloß auf. Es war ein schweres Vorhängeschloß und an allen Seiten verrostet.

Das Knarren der Tür begleitete uns, als wir die Schwelle übertraten und in einen Raum gelangten, der drei Funktionen erfüllte. Wohn-, Eß- und Schlafraum.

Der Tür gegenüber und nach links seitlich versetzt, sahen wir die gemauerte Feuerstelle, von der aus ein Kamin zum Dach führte. Vor der Feuerstelle stand eine lange Holzbank, davor wiederum ein Tisch und einige Stühle. Der Fußboden bestand aus zurechtgeschnittenen Bohlenbrettern, auf denen unsere Schritte hohl nachklangen, wenn wir auftraten.

Rechts sah ich zwei Betten. Sie standen im rechten Winkel zueinander. Zu den beiden Seiten der Tür wuchsen Holzregale an den Wänden hoch. Es war irgendwie gemütlich, anheimelnd und roch nach Harz und Tannen. Auf einmal fühlte ich mich wohl und mußte lächeln.

Es wurde erwidert. Jovanka merkte, daß es mir gefiel. Auch Suko nickte.

Zwischen Kamin und Bett sah ich noch eine Tür. »Wo führt sie hin?« fragte ich.

»In einen Schuppen. Da haben wir unser Holz für den Winter.« Das klang einleuchtend. Auf dem gemauerten Herd standen drei Töpfe.

Elektrisches Licht gab es nicht, dafür fachte Jovanka mit einem primitiven Blasebalg das fast heruntergebrannte Feuer von neuem an.

Als sie sich aufrichtete, sagte sie: »Ich habe heißes Wasser aufgesetzt. Der Tee wird euch nach der Sauna guttun.«

»Sauna?« fragte ich.

»Ja, ihr seid meine Gäste. Es ist bei uns Sitte, daß man Gäste in die Sauna führt.«

Davon hatte ich gehört. Aber so ganz paßte mir das nicht. Ich warf Suko einen Blick zu.

Der Chinese hob die Schultern. »Wir brauchen ja nicht zur gleichen Zeit in die Sauna zu gehen. Einer kann hier Wache halten. Schließlich darf man so eine freundliche Einladung nicht ausschlagen.«

Suko hatte mich überstimmt. Ich nickte Jovanka zu. »Du hast es gehört, gehen wir in die Sauna.«

Das Mädchen strahlte. »Du mußt noch einen Moment warten, bis das Wasser heiß ist.«

Die Wartezeit nahmen wir gern auf uns. Wir verkürzten sie mit Tee. Ich bot Zigaretten an. Jovanka nahm sie gern.

Sie erzählte, daß wir erst weiterkonnten, wenn die Dunkelheit über das Land gefallen war. Dabei fragte sie nicht einmal nach dem Grund, und ich versuchte, das Gespräch auf die Wölfe zu lenken.

Da wich sie seltsamerweise immer aus, gab jedoch andere Informationen bereitwillig preis.

So sprach sie über Clive Denver.

»Du kanntest ihn?«

»Ja.«

»Und den Amerikaner?«

»Ihn habe ich auch gesehen.«

»Wo befindet er sich jetzt? Clive Denver ist ja wieder nach London zurückgekehrt.« Sie saß neben mir auf der Bank. Ihre schmalen Finger spielten mit einem einfachen Ring aus Kunststoff. Jovanka hatte die Jacke ausgezogen und trug darunter eine derbe Leinenbluse, die trotz ihres Schnitts nicht verbergen konnte, daß die Russin eine gute Figur hatte.

»Der andere ist noch hier.«

Die Antwort hatte ich fast erwartet und fragte noch einmal nach.

»Ist er denn normal?«

Sie drehte den Kopf und schaute mich aus großen Augen an. »Wie meinst du das?«

»Nun, hat er sich verändert?«

»Das weiß ich nicht. Er befindet sich in einem Straflager. Hier in der Nähe. Willst du hin?«

»Möglich.«

»Aber deswegen bist du doch gekommen, oder nicht?«

Die Frage war schwer zu beantworten. Ich nahm einen Schluck Tee. Er schmeckte gut. Anders als der, den ich sonst trank.

Irgendwie frisch gepflückt. Und er hatte eine tiefgrüne Farbe.

»Ja«, sagte ich nach einer Weile, »wir sind auch wegen des Amerikaners hier.«

»Gibt es noch einen Grund?«

Das Mädchen hatte mich sehr gut verstanden, und ich nickte. »Clive Denver kam bis nach London durch, und dort war er nicht mehr der alte. Er verwandelte sich in einen Werwolf.«

Ich schaute Jovanka an, als ich diese Worte sagte, aber sie hob nur die Schultern und sprang dann auf, allerdings nicht wegen meiner Antwort, sondern wegen des Wassers.

»Es kocht bereits«, sagte sie. »Du kannst in die Sauna.«

Mit kräftigem Griff nahm sie die zwei Töpfe vom Herd und schleppete sie durch die zweite Tür nach draußen in den Anbau.

»Was hältst du von ihr?« fragte Suko.

»Tja, sie ist sehr seltsam.«

»Das meine ich auch.«

»Auf jeden Fall werde ich mal die Sauna benutzen.« Ich stand auf und schritt durch die gleiche Tür, die auch Jovanka genommen hatte. Der Anbau war sehr klein und niedrig. Zudem teilte ihn ein Gang. Links davon lag die Sauna. Rechts wurde das Holz gestapelt.

Ich hörte das Zischen. Es entstand, wenn man das heiße Wasser auf die Steine kippte. Dampf wölkte durch die offene Tür, und Jovanka war nur schemenhaft zu erkennen. Der Dampf roch wunderbar. Würzig, nach Wald und Kräutern. Jovanka kam zu mir. Ihre langen Haare glänzten, sie wischte sie aus dem Gesicht. »Du kannst jetzt hineingehen«, sagte sie und lächelte mich dabei an.

Dann schlüpfte sie an mir vorbei und war verschwunden. Ein seltsames Mädchen, wirklich, dachte ich und bückte mich, um durch die Tür zu gehen.

Dampfschwaden nahmen mir die Sicht. Ich sah links von mir einen Holzschemel, wo ich meine Sachen ablegen konnte. Allerdings nahm ich den Schemel mit hinein, so ganz wollte ich mich von meinen Waffen nicht trennen. Inzwischen konnte ich besser sehen. Es gab zwei Liegebänke in dieser kleinen Sauna. Beide bestanden aus dickem Holz, das sogar noch eine Rinde hatte. In Kniehöhe waren die Bänke angebracht worden, ich brauchte mich nur auf einer auszustrecken. Ich nahm die von der Tür aus gesehen an der rechten Seite stehende. Da befanden sich auch die Steine in der Nähe. Sie waren mit Reisig überdeckt, und ich sah sogar unter ihnen Feuer glimmen.

Tief atmete ich ein, als ich mich auf den Rücken gelegt hatte.

Diese Schwaden taten mir gut. Sie drangen weit in meine Lungen, und füllten sie aus. Der Geschmack von Eukalyptus breitete sich in meinem Mund aus. Es tat wirklich gut.

Ruhig blieb ich liegen. Schon längst schwitzte ich. Der Dampf trieb mir den Schweiß aus allen Poren. Ich sah aus wie jemand, den man mit Öl eingerieben hatte.

Dann traf ein kühler Luftzug meine Schultern.

Ich zuckte zusammen, rollte mich herum, denn dieser Luftzug konnte nur bedeuten, daß jemand gekommen war.

Suko vielleicht.

Mit der Hand wedelte ich Schwaden weg.

Nein, Suko war nicht gekommen, sondern das Mädchen.

Es stand noch an der Tür, und ich konnte trotz der schlechten Sichtverhältnisse erkennen, daß es nackt war...

Suko drehte den Kopf, als Jovanka zurückkehrte. Das Mädchen lächelte.

»Alles klar?« fragte der Chinese.

»Ja.« Sie blieb neben dem Herd stehen und deutete auf den dritten Topf.

»Da ist noch heißes Wasser. Wenn dein Freund fertig ist, werde ich es aufschütten.«

»Das finde ich toll von dir.«

Etwas verlegen hob Jovanka die Schultern. »Möchtest du noch Tee?«

»Wenn es dir nichts ausmacht?«

»Nein, nein, ganz und gar nicht.« Sie goß heißes Wasser in den Becher, wo der getrocknete Tee den Boden bedeckt. Den frischen Becher hatte sie dem Regal entnommen.

Suko ließ den Tee einige Zeit ziehen. Er war an sich auch ziemlich schweigsam, und da Jovanka nichts sagte, sah auch der Chinese keine Veranlassung, den Mund aufzumachen. Er nahm den ersten Schluck.

Heiß war der Tee, so heiß, daß sich Suko fast die Lippen verbrannt hätte.

Der Chinese beugte sich nach vorn.

Darauf hatte Jovanka gewartet. Sie stand hinter Suko und hielt ein Stück kantiges Holz in der Hand. Aus dem Schuppen hatte sie es mitgebracht, jedoch gut versteckt gehalten. Als Suko zum zweitenmal trank, schlug sie zu.

Der Chinese hörte wohl noch das Pfeifen, wollte zurückweichen,

doch er kam nicht mehr dazu. Jovanka traf ihn genau. Die Kante des Holzstücks hieb gegen Sukos Hinterkopf. Ein ziehender Schmerz raste durch seinen Schädel, der in einer wilden Explosion mündete. Mit dem Gesicht warf Suko noch die Tasse um, als er nach vorn sackte und mit der Stirn hart auf den rohen Holztisch kragte.

»Es tut mir leid«, flüsterte Jovanka, ließ das Holzstück fallen, ging ein paar Schritte zur Seite und bückte sich. Sie hob einen hölzernen Griff an, der sich so sehr der Farbe des Bodens anglich, daß er kaum zu sehen war. Ein Ruck, und die Luke einer Grube stand offen.

Sofort huschte Jovanka zurück und zischte, während sie sich bewegte: »In der Sauna.«

Dann zog sie sich in Windeseile aus. Sie war kaum verschwunden, als sich im Keller etwas bewegte. Dann erschien eine Pranke. Sie klammerte sich um den Lukenrand.

Suko saß bewußtlos am Tisch, sonst hätte er sehen können, daß ein Werwolf aus der Öffnung kletterte...

Im ersten Moment mußte ich schlucken. Zu groß war die Überraschung.

»Gehört das bei dir auch zur Betreuung der Gäste?« fragte ich ein wenig kratzig.

»Möglich...«

Jovanka war nicht an der Tür stehengeblieben, sondern kam langsam näher. Dabei bewegte sie sich wie ein Model, hatte genau den richtigen Hüftschwung, und wenn der nicht einstudiert war, dann konnte man sie als Naturbegabung bezeichnen. Ich hatte Zeit, mir sie genauer anzusehen. Die schwarzen Haare der Jovanka waren echt. Ihr Körper wies keinerlei Makel auf, vielleicht konnte man die Schultern als ein wenig zu breit bezeichnen. Was das Leinenkleid verdeckt hatte und mir nun offenbart wurde, war wirklich sehenswert. Die etwas schwer wirkenden Brüste zitterten, als sie ging, und als sie sich neben mich setzte, sah ich bei ihr bereits den

Schweißfilm auf der Haut.

Ihre Hand fand meinen Arm: »Wenn uns die Gäste gefallen, dann gehen wir immer mit ihnen.«

»Und ich gefalle dir?«

Sie schaute auf mich herunter und nickte. Dann wanderte ihr Blick weiter und blieb an dem Kreuz hängen, das ich nicht abgenommen hatte. »Was ist das?« fragte sie.

»Ein Kreuz.«

»Ja, das sehe ich. Aber willst du es nicht abnehmen?«

»Nein.«

Sie lächelte und drückte sich gegen mich. Ich wußte, was sie wollte, und machte Platz, wobei ich mich auf die Pritsche zurücklegte, so daß sie sich dort niederlassen konnte. Sie legte sich auch nieder. Ihr langes Haar war naß. Die Strähnen rutschten nach links, fielen mir ins Gesicht und kitzelten mich. Sehr dicht sah ich ihre Lippen vor den meinen, und in den Augen las ich ein begieriges Funkeln.

Ich mußte innerlich grinsen. Wenn mir einer vor zwei Tagen das prophezeit hätte, was ich nun erlebte, den hätte ich ihn ganz einfach ausgelacht. Aber ich befand mich in der Realität. Das war keine Halluzination, die ich da durchlebte, neben mir lag in der Tat dieser schwarzhaarige Vulkan namens Jovanka. Wie schnell das gegangen war! Fast zu schnell.

Ich bin kein Feind der Frauen und sehe auch nicht gerade aus wie Frankenstein. Allerdings war ich auch kein Schönling, so daß die Mädchen gleich schwach wurden, wenn sie mich sahen. Gerade bei dieser schönen Russin hätte ich es nicht erwartet. Sie war so scheu und zurückhaltend, war unseren Blicken immer ausgewichen, und nun lag sie in meinen Armen und bewegte sich dabei wie eine Schlange.

Ihre weiche Haut rieb über meinen Körper. Mich durchströmte ein Gefühl, als wären meine Adern mit Elektrizität gefüllt. Ihr Gesicht

kam mir jetzt groß vor, die Augen mit den dunklen Pupillen sah ich dicht vor mir, der Mund lächelte, und dann spürte ich die Lippen auf den meinen. Sie küßte mich.

Teufel, die Kleine war wirklich ein Vulkan. Ich hatte schon des öfteren geküßt und auch noch mehr, aber Jovanka war wirklich etwas Besonderes.

Sie drückte mich nach unten, so daß sie nun über mir lag. Ich spürte, wie ihre Brüste über meinen Körper rieben, sie öffnete die Lippen, spielte mit ihrer und meiner Zunge, klammerte sich mit den Beinen an mich und hielt die Augen halb geschlossen. Ich hatte Mühe, die Fassung zu bewahren. Noch immer traute ich dem Braten nicht, und deshalb schloß ich auch nicht die Augen.

Ihre Finger gingen auf Wanderschaft. Sie erforschten meinen Körper, als wäre er unbekanntes Terrain. An der Brust befand sich das Kreuz.

Ich bemerkte die Berührung natürlich und rechnete damit, daß Jovanka das Kreuz abnehmen würde. Sie dachte nicht daran. Es störte sie nur, daß es auf meiner Brust lag, deshalb rückte sie es auch zur Seite.

»John!« stöhnte sie. »Laß es uns machen. Bitte, ich will dich. Ich will...«

Ich blieb wachsam, obwohl es mir verdammt schwerfiel. Aber das war eben viel zu schnell gegangen, ich traute dieser schönen jungen Russin plötzlich nicht über den Weg. Sie löste ihre Lippen von meinem Mund.

Dann flüsterte sie mir Worte ins Ohr, die ich nicht verstand, weil sie in ihrer Heimatsprache redete. Doch wie sie diese Worte betonte, da wurde mir deren Bedeutung schon klar. Plötzlich spürte ich den Luftzug.

Vielleicht wäre er mir nicht einmal aufgefallen, hätte ich ihn nicht schon einmal bei Jovankas Eintritt bemerkt. So war ich gewarnt, daß

jemand kommen mußte oder schon gekommen war. »John!« stöhnte Jovanka.

Sie lag noch immer auf mir und küßte mich. »John, ich will...« Plötzlich lächelte sie, hob ihren Kopf und stemmte sich auf die Knie.

»John, ich möchte mit dir schlafen. Aber nicht hier. Laß uns woanders hingehen...«

Ich schaute ihr ins Gesicht. Es glänzte, und auch ihre Augen leuchteten.

Halboffen waren die Lippen, und wie dieses Mädchen da vor mir hockte, das war eine einzige Versuchung.

Sie deckte mir allerdings mit ihrem Körper mein Sichtfeld zur Tür hin ab.

Hatte das etwas zu bedeuten?

Eine Antwort darauf fand ich nicht, denn im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse. Mit der geschmeidigen Bewegung einer Schlangentänzerin rutschte sie von der Saunapritsche, um Platz zu schaffen für den, der den Raum betreten hatte. Für einen Werwolf!

Er sah mich, ich sah ihn. Er gab mir keine Zeit, zu reagieren, denn sofort sprang er auf mich zu...

Ich zog die Beine an und ließ sie wieder vorschnellen. Eine instinktive Reaktion, reflexartig ausgeführt und schon in Fleisch und Blut übergegangen.

Ich glaube nicht, daß der Werwolf damit gerechnet hatte. Jedenfalls warf er sich nicht zu irgendeiner Seite, sondern mußte den wuchtigen Gegentritt voll nehmen. Meine Füße rammten vor seinen Brustkorb, ich spürte den Aufprall bis in die Knie, hatte Angst, daß meine Beine einknickten, und rammte sie noch einmal vor. Die Bestie flog zurück.

Wie ich vorhin schon erwähnte, war die Sauna wirklich nicht groß. Der Werwolf schlug um sich und krachte gegen die Holzwand der Hütte, die durch den Aufprall in ihren Grundfesten erschüttert wurde.

Sein Maul hatte er weit aufgerissen, stieß einen heulenden Laut aus und mußte sich erst einmal wieder fangen.

Das gab mir Gelegenheit, von der Pritsche zu rutschen.

An meine Waffen kam ich nicht heran, der Schemel stand zu weit weg. Allerdings hatte ich noch mein Kreuz. Jovanka hatte es zwar zur Seite gelegt, so daß es auf meinem Rücken hing, doch durch eine rasche Drehung brachte ich es wieder in die richtige Lage.

Ich warf einen raschen Blick nach rechts.

Das Mädchen hockte auf dem Boden. Ihr Gesicht hatte Jovanka in beide Hände vergraben, sie zitterte, wobei ich nicht wußte, aus welchem Grund. Vor Angst oder weil sie einfach befürchtete, daß ich den Kampf gewinnen könnte.

Jedenfalls stand sie nicht auf meiner Seite. Die Einladung zu saunieren, die große Verführung, das war alles Schau gewesen, und ich fragte mich auch, wie es Suko wohl ergangen war, der mir den Rücken decken sollte.

Die Zeit, mir darüber weiterhin Gedanken zu machen, blieb mir nicht, denn der Werwolf wollte meinen Tod. Er war ein gewaltiges Vieh.

Ziemlich groß, breit in den Schultern und mit einem pechschwarzen Fell bedeckt. In seinem Maul schimmerte der Geifer, die Dampfschleier wallten wie träge Tücher zwischen uns, trotzdem sah ich das Funkeln in seinen Augen. Und er hatte sich bewaffnet.

Erst jetzt sah ich die Axt, die er in seiner rechten Tatze hielt.

Anscheinend traute er seinen eigenen Kräften doch nicht so viel zu und verließ sich lieber auf die Waffe. Vorhin hatte ich sie nicht gesehen, nun aber hielt er sie lässig, und die Schneide wies auf mich.

Dann kam er. Schnell, gewandt und gefährlich. Halbhoch schlug er mit der Axt. Wenn, dann hätte er mich an der Brust und Hüfte getroffen. Viel Platz zum Ausweichen hatte ich nicht, sprang nach hinten und versuchte es mit Karate. Mein rechter Fuß schnellte in die

Höhe, und ich brachte mein Bein verdammt hoch, Freunde. Dabei traf ich seine Schulter und stoppte damit seinen ersten Angriffsschwung. Dann sprang ich auf die Pritsche, denn der Werwolf wuchtete sich trotzdem voran und verfehlte mich, weil ich so schnell reagiert hatte. Er krachte auf die Steine.

Sie waren zwar nicht glühend, aber sehr heiß. Sein Fell zischte, es begann zu schmoren, und der Werwolf stieß einen Laut aus, der mich an das wütende Knurren eines urwelthaften Tieres erinnerte.

Und aus der Drehung schleuderte er die Axt. Es war ein verdammt gemeiner Trick. Wahrscheinlich hätte er mich getroffen, wenn ich nicht gerade in dem Augenblick von der Pritsche gesprungen wäre. So pfiff dieses gefährliche Mordinstrument an mir vorbei und hieb in die Wand, wo es zitternd steckenblieb.

Für einen Moment war die Bestie konsterniert. Sie hatte mit einem Volltreffer gerechnet.

Als er seine Überraschung überwunden hatte, hechtete er auf die Axt zu, um sie wieder an sich zu reißen. Mitten im Sprung traf ihn mein Angriff.

Ich kam von der Seite, und nicht nur ich, sondern auch mein Kreuz. Ich hatte mir die Kette abgenommen und hieb das geweihte Kruzifix in das dichte Fell. Eine Explosion hätte bei ihm wohl nicht schlimmer sein können. Ein wahrlich tierischer Schrei drang aus seinem weit aufgerissenen Maul. Mitten im Sprung wurde er gestoppt, und dabei erinnerte er mich an eine Marionette, der man die Fäden gekappt hatte.

Schwer fiel er nach unten und klatschte auf die Pritsche. Fast wäre sie zusammengebrochen, mich wunderte es, daß sie überhaupt hielt.

Mit den Füßen berührte er noch den Boden, da er schräg lag, und er schlug auch um sich, doch es waren letzte Zuckungen, die ich als erste Vorboten seines nahen Todes erkannte. Hinter mir vernahm ich das Schluchzen. Jovanka hatte es ausgestoßen. Zusammengekrümmt

hockte sie auf dem Boden und hatte ihr Gesicht in beide Hände vergraben. Dabei murmelte sie den Namen Boris, und plötzlich wußte ich, wer dieser Werwolf war. Ihr Bruder!

Sie hatte den Namen erwähnt, als wir mit ihr sprachen, doch nichts davon gesagt, daß er zu einem Werwolf geworden war, wobei ich mich fragte, wer die Schuld daran trug. Ich würde mich später danach erkundigen, Jovanka lief mir nicht weg. Dafür drehte ich mich wieder um und schaute auf meinen Feind, der sich langsam verwandelte. Aus der Bestie wurde wieder ein Mensch.

Das Fell verschwand, es fiel einfach ab wie welkes Laub im Spätherbst.

Die Haare rieselten zu Boden, und dort, wo ihn das Kreuz berührt hatte, sah ich eine tiefe, klaffende Wunde. Der Abdruck hatte seinen Weg durch die Haut gefunden und den Toten für alle Zeiten gebrandmarkt.

Auch sein Gesicht wurde wieder normal. Starr blickten die Augen gegen die Decke, und ich sah, daß er die gleichen Pupillen hatte wie seine Schwester.

Der Werwolf alias Boris war tot. Oder erlöst, denn dieser Ausdruck gefiel mir besser. Er hätte sonst ein unseliges Leben geführt und wäre zu einer Gefahr für die Menschheit geworden. Ich glaube, daß jeder von Ihnen verstehen kann, daß ich so gut wie kein Triumphgefühl verspürte.

Irgendwie war eine erdrückende Leere in mir, und ich mußte hart schlucken. Noch blieb das Mädchen.

Ich drehte mich um und schaute auf Jovanka nieder. Am Boden saß sie noch immer, ihre Arme hatte sie allerdings sinken lassen und die Hände rechts und links ihres Körpers aufgestützt. Tränennaß schimmerte es in ihren Augen. Ich sah die Qual auf ihrem Gesicht, und mir wurde plötzlich klar, daß dieses Mädchen eine Hölle durchgemacht haben mußte. Ich lächelte Jovanka an. Und dieses

Lächeln, Freunde, das war ehrlich gemeint. Es kam vom Herzen.

»Darf ich dir aufhelfen?« fragte ich und streckte meinen rechten Arm aus.

»Aber ich...«

»Bitte.«

Sie nahm meine Hand. Ich merkte, daß ihre Hände zitterten. Sie waren naß, ich mußte schon fest zugreifen, bis sie schließlich vor mir stand und mich ansah.

Daß wir beide nackt, wie Gott uns geschaffen hatte, dort standen, das wurde uns gar nicht bewußt.

Schließlich öffnete Jovanka den Mund. »Er - er ist tot, nicht wahr?« hauchte sie.

»Ja, er hat seinen Frieden.«

Dann schüttelte sie den Kopf und verbarg ihr Gesicht an meiner Schulter. »Ich mußte es tun, wirklich, ich konnte nicht anders. Es war alles so schrecklich.«

»Nun ist es vorbei. Komm, wir ziehen uns an.«

»Ja.«

Meine Kleidung lag in der Nähe. Sie war feucht und klamm. Das Mädchen hatte ihre Sachen im Haus. Während ich in die Hose stieg, erkundigte ich mich nach Suko. Beschämmt senkte Jovanka den Kopf.
»Er liegt - oder ich weiß nicht. Ich habe ihn niedergeschlagen.«

So ähnlich hatte ich mir das vorgestellt. Meine Jacke hängte ich über ihre Schultern, dann betraten wir den Wohnraum. Ich hatte kaum die Tür aufgestoßen, als ich das Fluchen und Stöhnen hörte. Suko war bereits wieder zu sich gekommen. Er hatte sich am Tisch hochgestemmt und stand schwankend da. Sein Gesicht war verzerrt, auf seinem Kopf wuchs eine Beule. Das Stück Holz, mit dem Jovanka zugeschlagen hatte, lag neben dem Stuhl.

Suko hörte uns und wollte herumfahren, wobei seine Hand nach der Waffe tastete.

»Laß stecken«, sagte ich. »Es ist alles klar.«

Suko ließ sich wieder auf den Stuhl fallen. Sein Blick traf das Mädchen.

»Es tut mir leid«, flüsterte Jovanka.

»Und mir tut es weh«, erwiderte der Chinese trocken.

Die Antwort zeigte mir, daß Suko nicht nachtragend war.

Jovanka ging zur Seite und streifte wieder ihre Kleidung über. Ich untersuchte inzwischen Sukos Wunde.

Die Haut war aufgeplatzt. Etwas Blut rann aus der Beule. Es klebte in den Haaren.

»Ich - ich möchte gern helfen«, sagte Jovanka leise. »Wir haben da eine Salbe, die hilft bestimmt. Die Holzfäller werden oft verletzt und da...«

Ich nickte. »Natürlich.«

Das Mädchen war froh, etwas tun zu können. Aus dem Regal holte sie eine Schale und nahm den Deckel ab. Grünlich schimmerte die Salbe.

Während Jovanka meinen Freund mit flinken Fingern behandelte, sah ich mir den Keller an. Es war ein kleines Verlies unter der Hütte. Ein Mensch konnte nur geduckt dort hocken. Hier hatte sich der Werwolf also versteckt gehalten.

Ein seltsamer Geruch traf meine Nase. Irgendwie streng. So rochen Raubtiere.

Sogar ein Pflaster besaß Jovanka. Das klebte sie Suko auf den Kopf.

»Ich glaube, jetzt geht es«, sagte sie.

Suko lächelte und reichte ihr die Hand. »Schließen wir Frieden?« fragte er.

Die junge Russin wurde rot. Sie weinte wieder, aber Suko fuhr sie bewußt barsch an, und die Worte stoppten auch ihren Tränenstrom.

Wie zuvor nahmen wir am Tisch Platz. Diesmal jedoch hatte ich

einige Fragen. Ich wollte wissen, wie der Mann Boris zu einem Werwolf geworden war.

Die Antwort überraschte mich eigentlich nicht, denn irgendwie hatte ich damit gerechnet.

»Dieser englische Agent war bei uns. Und er hat Boris gebissen. Er hat den Keim gelegt, ich mußte es mit ansehen, und mir wurde gesagt, daß sicherlich bald jemand aus England kommen würde, dann sollte ich mich an ihn heranmachen. Wenn nicht, würde mein Bruder sterben. Er war der einzige, den ich noch hatte.« Ein schlimmes Schicksal, das mußten wir zugeben. Wir erfuhren auch, daß Jovanka das System der Sowjetunion haßte und deshalb für den Westen als Spionin arbeitete. Ihr Bruder hatte ebenfalls für die Sache der freien Welt gekämpft. Bisher waren sie nicht enttarnt worden, und die beiden hatten schon des öfteren heikle Aufträge übernommen, oder Gegner des Regimes in ihrem Haus versteckt.

Ich war noch nicht ganz zufrieden und hakte deshalb nach.

»Dein Bruder ist also von Clive Denver gebissen worden. Aber wer hat Denver infiziert?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hat Denver wirklich nichts gesagt?«

»Nein, John.«

»Und Boris?«

»Natürlich haben wir darüber gesprochen, und er hat auch ein paarmal etwas gesagt, das ich jedoch nicht für bare Münze nehmen konnte. Es klang so unwahrscheinlich und war sicherlich auch nur seinen Wunschträumen entsprungen.«

»Sagen Sie es trotzdem.«

»Er redete immer von einer Frau. Sie wäre toll, und sie würde uns irgendwann einmal besuchen. Diese Frau hätte blonde Haare und sei ein Wesen zwischen Mensch und Bestie.« Jovanka brauchte überhaupt nicht weiterzusprechen. Ich wußte, wer gemeint war.

Lupina!

Auch Suko hatte etwas geahnt. Er warf mir einen Blick zu, den auch die junge Russin bemerkte, denn sie fragte: »Kennen Sie die Frau etwa?«

»Wahrscheinlich«

Plötzlich blitzten ihre Augen. »Sag es, John.« Sie fiel wieder in den vertraulichen Ton. »Bitte, sag es...«

»Was hast du vor?«

Sie schaute sich um. Ihre kleinen Hände ballten sich. »Ich habe genug einstecken müssen. Mit dem Tod meines Bruders ist das Faß übergelaufen. Boris und ich hingen wie Kletten zusammen. Der eine konnte sich auf den anderen verlassen, und jetzt ist er tot. Niemand wird ihn mehr zum Leben erwecken, aber ich gebe derjenigen die Schuld, die ihn dazu gebracht hat.«

»Sie ist zu mächtig.«

»Sag mir den Namen.«

»Lupina, die Königin der Wölfe!«

Ich hatte eine Reaktion erwartet und war deshalb überrascht, daß sich bei Jovanka so gut wie nichts tat. Sie hob nur die Schultern und meinte: »Kenne ich nicht.«

»Ja«, bestätigte ich, »sie ist relativ unbekannt, aber dafür sehr gefährlich.«

»Und warum hat sie so etwas gemacht?« Die Frage war natürlich gut.

Sogar sehr gut, und ich suchte nach einer Antwort. »Eigentlich geht es um uns, das jedenfalls kann ich mir vorstellen.« Dabei deutete ich auf Suko. »Wir sind ihre Feinde. Uns will sie vernichten. Und sie hat sich einen raffinierten Plan ausgedacht, wobei sie weder Mühen noch Strapazen scheute. In diesem Land sind wir doch hilflos. Hier können wir für alle Zeiten verschollen bleiben, wenn wir gefaßt werden. Das hat auch Lupina gewußt und uns deshalb auf eine

raffinierte Art und Weise hergelockt. So jedenfalls sehe ich es.«

Das Mädchen hatte mit offenem Mund zugehört. Ich las das Staunen vom Gesicht der Russin ab.

»Daran hätte ich nie gedacht«, gab sie ehrlich zu.

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Und diese Lupina befindet sich hier in der Nähe?« erkundigte sich Jovanka.

»Ich hoffe es.«

Jovanka senkte den Kopf.

»Dabei dachte ich, daß es allein um den neuen Bomber geht.«

»Das eine schließt das andere nicht aus. Für uns allerdings ist vorrangig, Lupinas Plan zu stoppen, denn sie bedeutet im Moment eine akutere Gefahr als das Flugzeug.«

»Das sehe ich ein.«

Ich schaute auf meine Uhr. »Lange können wir nicht hierbleiben. Deshalb sollten wir aufbrechen.«

»Bis zum Lager ist es nicht mehr weit. Das liegt ja alles zusammen. Die Forschungsstätte und auch das Gefangenengelager.«

»Die Menschen dort wären sicherlich willkommene Opfer für die Königin der Wölfe.«

»Himmel, das wäre ja schrecklich«, gab die Russin flüsternd als Antwort.

»Das wäre nicht nur, das ist sogar schrecklich«, erwiderte ich.

»Dann dürfen wir keine Zeit verlieren.« Sie schob ihren Schemel zurück und stand auf.

Suko und ich waren der gleichen Meinung. Und ich hatte das Gefühl, daß ich Lupina noch heute gegenüberstehen würde. Hoffentlich war ich dann schneller als sie...

Sein Name: Mark Baxter! Beruf: Agent der CIA.

Besondere Kennzeichen: Ein Mann, der sich unsichtbar machen

konnte und deshalb zu den besten Leuten zählte, die die Agency aufzuweisen hatte.

Baxter wurde nur dort eingesetzt, wo es lichterloh brannte. Er war gewissermaßen die Feuerwehr der CIA und an allen Krisenpunkten der Welt zu finden. Er hatte sich in Persien ebenso herumgeschlagen wie am Nordpol, Italien oder Afrika. Und auch hinter dem Eisernen Vorhang.

Wie jetzt.

Als den Amerikanern zu Ohren gekommen war, daß die Russen an einem neuen Langstreckenbomber bastelten, setzten sie alles daran, um dieses Flugzeug fotografieren zu können. Durch ihre Satellitenbilder wußten sie, wo sich die russischen Forschungsstätten in der Taiga befanden. Ein Plan wurde ausgeklügelt, und Mark Baxter bekam von General Benson, seinem Chef, den Auftrag, den Bomber zu fotografieren und die Bilder in die Staaten zu transportieren.

Gleichzeitig hatte auch der englische Geheimdienst Wind von der Sache bekommen und schickte ebenfalls einen Agenten los. Zum Glück verständigten sich die beiden NATO-Partner. Denver und Baxter beschlossen, gemeinsam zu arbeiten. Leider hatten sie Pech und wurden erwischt. Für Baxter war es bis heute ein Rätsel, wie sein Kollege es geschafft hatte zu entkommen. Ihn hatten die Russen gefangen und eingesperrt, von Denver hatte er nichts mehr gehört.

Mark Baxter war zu seinem Job gekommen wie die Jungfrau zum Kind.

Als Professor für Strahlenphysik hatte er seine Brötchen in den Kensington Labors verdient. Dort beschäftigte man sich vor allen Dingen mit der Laserforschung und allem, was dazugehörte. Nicht nur als theoretische Physik, sondern auch in der Praxis wurde geforscht. Diese Aufgabe fiel Mark Baxter zu. Und irgendwann traf Mark Baxter auf Strahlen, die bisher unbekannt gewesen waren.

Selbst heute wußte er nicht, welche Wellenlänge diese unbekannten Stählen hatten. Sie wurden von ihm kurzerhand Gamma 17 genannt, und sie hatten für das große Phänomen gesorgt. Da Mark Baxter voll von den geheimnisvollen Strahlen getroffen worden war, bekam er auch hundertprozentig ihren Wirkungsgrad zu spüren. Der damalige Professor wurde unsichtbar.

Zuerst traf ihn der Schock mit fürchterlicher Wucht, dann jedoch gewöhnte er sich an das Phänomen, und er fand heraus, daß er die Unsichtbarkeitsphase steuern konnte. Wenn er sich nämlich auf diesen Unfall damals voll konzentrierte, setzte ein bohrender Kopfschmerz ein, und er wurde unsichtbar. Genau für zwei Stunden.

Jeweils nur innerhalb von vierundzwanzig Stunden konnte er sich für zwei mal sechzig Minuten unsichtbar machen. Das war das Handikap.

Die CIA bekam Wind von der Sache. Obwohl sich Mark Baxter erst sträubte, hatte er gegen den Apparat keine Chance. Wen die Agency haben wollte, den holte sie sich auch. Man legte Mark Steine in den Weg, es war ihm unmöglich, seinem Beruf nachzugehen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als für die Agency zu arbeiten.

Am Anfang nahm er die Jobs nur widerwillig an. Jetzt sah er die Sache ein wenig anders. Er setzte sich für die freie Welt ein und hatte es wirklich schon oft genug geschafft, Menschen vor Katastrophen ungeahnten Ausmaßes zu bewahren. Momentan jedoch war von dem Top-Agenten der CIA nicht mehr viel übrig. Er hockte in einer miesen Zelle, die ihm nicht viel größer als ein Sarg vorkam. Aufrecht stehen konnte er nicht, er mußte sich schon auf den Boden setzen, der aus festgestampftem Lehm bestand und vor Feuchtigkeit Schimmel angesetzt hatte. Es war wirklich kalt in diesem Loch, das zu den sogenannten Bewährungszellen der Strafanstalt zählte. Die Tür bestand aus Eisen. Sie war nur halb so groß wie eine normale. Licht fiel durch einen Schlitz in der Tür, der etwa die Größe einer

Briefkastenöffnung hatte.

Mark hätte normalerweise nicht gewußt, ob es Tag oder Nacht war, aber einer der Wärter war so freundlich und hatte ihm sein Spezialchronometer gelassen. Genau für die Zeit, die der Agent in dem Verlies verbrachte. Wenn er nach Moskau geschafft würde, dann würde er dem Wächter die Uhr geben. Vor Moskau fürchtete er sich ein wenig.

Dort würden sie ihn durch die Verhörmühlen drehen, daß ihm jeder Spaß verging. Aber noch war es nicht soweit, und der Agent hatte den Gedanken an Flucht längst nicht aufgegeben. Vor ihm lag eine lange Nacht, die er nutzen wollte. Mark Baxter saß so, daß er die kleine Tür im Auge hatte. Durch den Spalt fiel nur wenig Licht. Ein blässer Streifen bildete sich auf dem Boden und traf auch das Geschirr, in dem man Mark das Essen servierte.

Geschirr war übertrieben, eine flache Holzschale, auf die irgendeine Pampe gefüllt wurde, mehr nicht. Mark Baxter hatte einmal davon gegessen, und es wäre ihm fast wieder hochgekommen.

Jemand stand vor der Tür. Aufgeschlossen wurde nicht, aber Baxter sah, während er auf den Spalt schaute, ein paar Augen und ein grinsendes Gesicht.

Es war der Wärter, dem er die Uhr versprochen hatte. »He, Kamerad aus Amerika«, sagte der Mann, ein gutmütiger Kirgise mit leicht schrägstehenden Augen, »wie geht es dir?«

Mark grinste. »Den Umständen entsprechend.« Zum Glück sprach er etwas Russisch. »Noch eine Nacht, Kamerad.«

»Sicher.«

»Moskau ist weit, Kamerad. Und nicht schön. Ich habe es gehört. Die Stadt wird dir nicht gefallen, Kamerad.«

Der Mann sagte immer Kamerad. Baxter hatte sich bereits daran gewöhnt.

»Mal sehen.«

»Schade, ich hätte gern, wenn du noch hiergeblieben wärst. Du hättest mir etwas erzählen können. Von der Welt, meine ich. Du hast doch sicherlich viel gesehen, Kamerad.«

»Das stimmt.«

»Warst du auch schon in Afrika?«

»Ja.«

»Und?«

»Dort ist es sehr heiß. Und es gibt kaum Wasser.« Baxter kam sich selbst dumm bei diesen Antworten vor, doch der etwas einfältige Kirgise war zufrieden.

»Mich wollten sie auch dahinschicken. Ich bin aber nicht gegangen. Deshalb sitze ich hier.«

»Wo solltest du denn kämpfen?« fragte Baxter.

»Angola und Äthiopien.«

Ja, dachte Mark, da mischen die Russen ganz schön mit. Sie und die Kubaner. »Sei froh, daß du hier bist.«

»Bin ich auch, Kamerad.« Er verschwand wieder.

Mark rutschte vor und brachte seine Lippen dicht an den Schlitz.

»Wo willst du hin?« rief er, doch der Russe gab keine Antwort.

Er kam schnell wieder zurück. Mark roch den Rauch der starken russischen Zigaretten, als er durch den Schlitz quoll. Der Wärter hatte dem Unsichtbaren ein Stäbchen gedreht. Zwei Finger schoben die brennende Zigarette in das Innere der Zelle. »Hier, nimm. Mehr kann ich für dich nicht tun. Deine Zigaretten haben andere.«

Mark nahm das Stäbchen. »Ich weiß«, sagte er. »Dabei hätte ich sie dir gern gegeben.«

»Klar, Kamerad. Eigentlich bist du ein guter Mensch, du Spion.«

»Sieh mal an.« Mark nahm einen Zug und mußte husten, als der Rauch in seine Lunge drang. Eine Wohltat war das nicht. Der Kirgise lachte.

»Sind stark, nicht?«

»Kann man wohl sagen.«

»Draußen ist es schon dunkel«, meldete der Wächter. »Ich hole jetzt dein Essen, Kamerad.«

»Nein, laß mal.«

»Aber es ist dein letztes hier.«

»Eben. Darauf kann ich verzichten.«

»Wie du willst.«

Mark dachte darüber nach, wie er seinen Fluchtversuch starten sollte.

Natürlich als Unsichtbarer, aber war es gut, wenn er sich jetzt schon seiner Fähigkeit bediente? Nein, er wollte warten. Die Zigarette rauchte er zu Ende und trat die Kippe aus.

Sein »Freund« kehrte zurück. »Du, Kamerad«, sagte er, »da tut sich was.«

»Was?« fragte Mark.

»Ich glaube, sie holen dich.«

Baxter erschrak. »Jetzt schon?«

»Ja, ich habe Lärm gehört. Ich glaube, sie kommen. Pech für dich, Kamerad. Gib mir die Uhr, du hast sie mir versprochen.«

»Nein, nein«, erwiderte Baxter. »Erst wenn ich weiß, daß sie mich wirklich abholen.«

»Wenn ich es dir sage.«

»Ich glaube dir nicht.«

Da begann der Kirgise zu schimpfen. Und dies in seinem Heimatdialekt, den Mark Baxter nicht verstand. Er trampelte sogar mit dem Fuß auf.

Baxter entnahm den Lauten des Mannes, daß dieser ihn bis in die tiefste Hölle verfluchte. Baxter ließ die Schimpfkanonade gelassen an sich vorbeirauschen. Er hockte im Schneidersitz auf dem Boden und sah einen dicken Käfer durch den Lichtstrahl krabbeln. Mit der Handkante schlug Baxter zu. Der Käfer zerknackte.

Marks Freund hatte aufgehört zu schimpfen. Er war ziemlich still geworden.

Das hatte seinen Grund.

Die Schreie waren so laut, daß sie sogar bis an die Ohren des Agenten drangen. Dann hörte er Schritte, die den Gang hinunterpolterten, ein wildes Fauchen und hämmерnde Schüsse. Sie waren dicht vor der Tür abgegeben worden. Mark zuckte unwillkürlich zusammen. Mit einem Auge peilte er durch den Schlitz und sah etwas Helles. Mündungsfeuer.

Ein Fall, wieder ein Schrei. Im nächsten Augenblick verstummten die Schüsse. Dafür vernahm der Agent ein schreckliches Stöhnen. Jemand atmete laut und rasselnd. »Neiinnn!«

Mark lief eine Gänsehaut über den Rücken, als er das Wort vernahm. Er hatte die Stimme identifizieren können. Der Kirgise hatte diesen röchelnden Laut ausgestoßen. War er tot?

Schleichende Schritte, dazwischen ein Tapsen, als würden nackte Füße auf den Boden klatschen.

Von außen drehte sich der Schlüssel in der Tür.

Sie kamen!

Mark wich zurück. Er rutschte auf dem Hosenboden und schaute gebannt auf die Tür, die langsam aufgedrückt wurde...

Oleg Brassow und Rock Dale hatten sich völlig in die Hand der Werwölfin begeben. Sie taten genau das, was sie allein anordnete, denn sie ahnten, daß sie beide dieser Königin sehr unterlegen waren.

Für Brassow war es wirklich keine Schwierigkeit gewesen, seinen Artgenossen Rock Dale und Lupina bis dicht an das Gelände des Gefangenenglagers zu schaffen.

Die hier lebenden Männer waren inzwischen samt und sonders zurückgekehrt. Sie hatten draußen arbeiten müssen, waren erschöpft, ausgelaugt und konnten nun ihre kärgliche Mahlzeit einnehmen.

Es gab Hirsebrei.

Davon hatten die Russen genug. Mit Weizen mußte gespart werden, doch Hirse wuchs überall in der Sowjetunion. Ein Kalfaktor schlug ihnen das dampfende Zeug auf die Teller. Manche waren so ausgehungert, daß sie sich erst gar nicht auf ihre Lagerpritschen hauten, sondern die kleinen Schüsseln an den Mund setzten und kurzerhand mit den Zähnen und den Lippen aßen.

Das alles hatte Oleg Brassow Lupina und seinem neuen Freund erzählt.

Und er hatte weiter davon gesprochen, daß kein Gefangener daran dachte, irgendwelchen Terror zu machen. Nach dem Essen fielen die meisten todmüde auf ihre Pritschen, denn um vier Uhr morgens schrillten bereits die Weckpfeifen. Sie hörten das Summen der Hochspannungszäune. Diese Dinger standen unter Starkstrom. Auch die Werwölfe würden sich hüten, damit in Berührung zu kommen. Brassow kannte die Wege. Sie befanden sich dort, wo der Pfad zu seinem Wärterhaus führte, das nicht von Starkstromleitungen abgesichert war.

Alle sahen die Posten.

»Was machen wir?« flüsterte Lupina. Sie hatte sich nicht völlig in einen Wolf verwandelt. Nach wie vor schimmerte ihr Haar wie mit Gold überdeckt.

»Töten.« Brassow hatte die Antwort gegeben, und Lupina war einverstanden.

»Aber so, daß die anderen nichts merken. Deshalb werde ich sie anlocken.«

Die Wölfe verstanden. Sie stießen beide ein pfeifendes Geräusch aus und schüttelten die Köpfe.

Lupina achtete nicht mehr auf sie, die Königin der Wölfe war bereits weitergehuscht. Sie ging nicht mehr aufrecht, sondern geduckt. Sie roch den Wald, diesen natürlichen Duft, der anzeigen,

daß die Natur hier noch in Ordnung war. Lautlos glitt sie durch das Gras.

Es gab kein Gatter, sondern ein Tor, das von zwei Wachposten nicht aus dem Auge gelassen wurde. Die Männer hockten in einer kleinen Bude, deren Umriß sich scharf und deutlich vor dem auf die Erde fallenden Mondlicht abhob. Um diese Zeit lag die Wachablösung schon zurück. Die Soldaten, die frei hatten, blieben nie auf dem Gelände, sie suchten woanders Zerstreuung.

Meist tranken sie Unmengen von billigem Wodka.

Lupina huschte bis an die Rückwand. Nicht weit entfernt sah sie die starken Gitter des Tores.

Und sie sah das helle Rechteck in der Hüttenwand. Licht fiel nach draußen und malte einen breiten Streifen auf den Boden. Auf diesen Streifen bewegte sich die Königin der Wölfe zu. Noch bevor sie von ihm erfaßt werden konnte, schraubte sie sich langsam in die Höhe, wobei sie mit dem Gesicht genau über den Rand des unteren Fensters schaute.

Mehr würden die Männer von ihr vorerst nicht sehen. Im Moment wandten sie ihr den Rücken zu. Lupina machte auf sich aufmerksam, indem sie klopfte. Mit den langen Nägeln der Pranke tickte sie gegen die Scheibe, und beide Männer zuckten zusammen. Sie wirbelten dann herum, wobei der eine sogar seine Maschinenpistole hochriß.

Lupina schaffte es, einen erschreckten Ausdruck auf ihr Gesicht zu zaubern.

Der Kerl mit der MPi grinste verstört. Sein Kollege wischte sich über die Augen. Beide starrten wie Mondkälber auf das Gesicht Lupinas, das sie hinter dem Fenster klar und deutlich erkannten.

Sie redeten miteinander, wobei Lupina nicht verstehen konnte, was sie sagten. Bis sich einer entschloß, die Bude zu verlassen. Der andere blieb zurück. Eiskalt wartete Lupina ab.

Sie vernahm das Knarren der Tür und hörte das Rascheln des

Grases, als schwere Schuhe es knickten. Sie zog sich zurück.

Der Wärter blieb stehen. »He, wo bist du?« rief er.

»Hier«, antwortete Lupina. Sie befand sich jetzt etwa fünf Schritte von ihrem vorherigen Standort entfernt und lachte silberhell. Der Russe hatte seit Monaten keine Frau mehr in den Armen gehabt. Er war ausgehungert nach einem weiblichen Körper. Er wollte die Frau.

Zum Teufel mit den verdammten Dienstvorschriften.

»Ich hole dich!« versprach er. »Warte nur, du kleines Luder, bis ich da bin.«

»Dann komm doch endlich«, lockte Lupina.

Der Soldat kam. Er hatte keinen Helm aufgesetzt. Wind spielte mit seinem dunklen Haar. Das Gesicht leuchtete als bleicher Fleck - wie das der Lupina.

Dafür hatte der Mann nur Augen. Er wollte diese Blonde. Er würde sie vernaschen und...

Der Mann war blind für alle Gefahren. Er sah nicht, wie sich schräg hinter ihm ein Schatten hochdrehte.

Rock Dale hatte nur darauf gewartet, daß der Wärter so weit gehen würde.

Noch ein Schritt...

»So, Täubchen, ich bin - aaahhh...« Die weiteren Worte gingen in einem gurgelnden Laut unter, denn Rock Dale hatte zugeschlagen. Mit beiden Händen.

Der Soldat kippte steif wie ein Brett zu Boden. Auf dem Bauch blieb er liegen.

Dale wollte sich schon auf ihn stürzen, doch Lupina hielt ihn zurück.

»Erst kommt der andere an die Reihe!« forderte sie.

»Und der gehört mir«, flüsterte Brassow.

»Selbstverständlich.«

Nun bewiesen die drei Kreaturen, daß sie keine Nerven hatten, denn sie warteten eiskalt ab. Irgendwann würde sich der zweite Soldat regen.

Im Schutz des Unterholzes lauerten sie. Das Fenster der Hütte lag immer in ihrem Blickfeld.

Noch wurde der zweite Mann nicht mißtrauisch, aber er war unruhig, denn er schritt auf und ab. Sein Schatten bewegte sich, wobei er hin und wieder das helle Viereck verdunkelte. Die beiden Werwölfe wurden ungeduldig. Sie sahen den Mann am Boden liegen.

Und sie konnten nicht an ihr Opfer heran. Brassow stieß das Knurren aus. Er wollte Blut. Der unselige Trieb war in ihm voll entfacht, und der am Himmel stehende Mond tat sein übriges.

»Halte dich zurück!« Leise und dennoch scharf stieß Lupina den Befehl aus. Brassow gehorchte.

Abermals verging Zeit. Zwei Minuten tropften dahin.

Dann gab sich der Wärter einen Ruck. Die drei Bestien sahen, wie sich seine Gestalt straffte. Er drehte sich um und näherte sich der Tür. Zwei zügige Schritte brachten ihn ans Ziel.

Mit dem Fuß stieß er die Tür auf. Er trat nicht über die Schwelle, nur sein Schatten fiel nach draußen.

»He, wo bist du?«

»Seid ruhig«, wisperete Lupina. Sie selbst kroch auf allen vieren vor und hob ihren Kopf wiederum nur so weit, daß der Soldat nicht mehr als ihr Gesicht erkennen konnte.

»Dein Freund scheint schlapp zu sein«, lachte sie. »Vielleicht bist du besser.«

»Und ob!«

»Dann komm her.«

Lupina regte sich. Mit einer Bewegung des Kopfes warf sie ihr Haar zurück, und das Mondlicht zauberte einen schimmernden Reflex.

Der Soldat, ein kräftiger junger Bursche aus Kiew, wäre gern gekommen.

Aber er dachte auch an seine Pflichten. Man hatte ihn strafversetzt.

Wenn er sich jetzt eines Wachvergehens schuldig machte und dieses auffiel, dann steckten sie ihn ins Lager. Für mindestens zehn Jahre.

Das wollte der junge Soldat doch nicht riskieren, obwohl ihn das Weib schon lockte.

»Willst du nicht?« fragte Lupina.

»Doch, aber ich kann nicht hier weg. Komm du doch her, Täubchen, und bringe Pjotr gleich mit.« Die Lage spitzte sich zu, und Lupina wußte, daß sie jetzt blitzschnell handeln mußte.

Der Soldat trug ein Gewehr bei sich. Zwar zeigte die Mündung zu Boden, doch er konnte die Waffe schnell hochreißen, und die Schüsse hätten auch die anderen Wachposten auf den Türmen alarmiert.

»Gut, ich komme zu dir«, erwiderte Lupina und bewegte sich gleitend voran, wobei sie sich immer noch geduckt hielt. Sie wollte sich erst zeigen, wenn es nicht mehr anders ging. Der Soldat blickte ihr entgegen.

Drei, vier Schritte kam Lupina weit, dann wurde der Bursche mißtrauisch.

»He, warum stehst du nicht...?«

Lupina schnellte hoch. Nun bewies sie, welch eine Kraft in ihrem Körper steckte. Sie war schnell wie der Blitz. Zwar ahnte der junge Soldat die Gefahr und wollte noch sein Gewehr hochreißen, doch Lupina hatte ihn schon gepackt. Ihre Tatzen schlügen nach seiner Kehle.

Das Gesicht des Soldaten verzerrte sich. Wahnsinniger Schmerz erfaßte ihn und ließ ihn taumeln. Der nächste Hieb traf sein Gesicht, und der Mann brach blutüberströmt zusammen. Schon war Brassow da. In seinen Augen leuchtete die Gier. »Da«, sagte Lupina, »er

gehört dir.«

Sie trat zur Seite, denn sie wollte ihr Versprechen halten.

Oleg Brassow warf sich neben den jungen Soldaten ins weiche Gras.

Rock Dale, sein Artgenosse, hatte sich des anderen Opfers bemächtigt.

Lupina wandte sich ab, sie schritt in das Wärterhäuschen. Was für einen normalen Menschen unvorstellbar grausam war, geschah hinter ihr und nötigte ihr nicht mehr als ein Lächeln ab. Durch die offene Tür drangen furchterliche Geräusche an ihre Ohren, die irgendwann verstummt.

Lupina drehte sich wieder um.

Zugleich erhoben sich die Wölfe und kamen zu ihr. Als das Licht sie traf, sah die Königin der Wölfe die blutigen Schnauzen ihrer beiden Leibwächter. Sie lächelte. »Jetzt sind wir stark«, sagte Brassow, und Rock Dale, der Kanadier, nickte dazu.

»Das müßt ihr auch sein. Bisher war es nur ein Kinderspiel. Nun wird die Sache ernst.«

Brassow wischte sich das Blut von seiner Schnauze. »Was sollen wir tun?«

»Wir wollen alle Gefangenen haben. Doch zuerst müssen wir die Wächter ausschalten.«

»Wäre es nicht gut, wenn sie zu Wölfen würden?« fragte Rock Dale. »Wir hätten dann noch mehr Macht.«

»Wo es sich machen läßt, bestimmt. Wir dürfen nur keine Zeit verlieren.« Lupina schaute sich um.

»Wie sieht es hier aus? Was hat das zu bedeuten?«

Ihre Krallenhand wies auf ein Schaltpult, wo einige Knöpfe zu sehen waren.

»Von hier aus kann man versteckt angebrachte Scheinwerfer einschalten«, erklärte Brassow.

Es war schon seltsam, wie er als Werwolf mit menschlicher Stimme sprach.

Lupina nickte. »Sonst nichts?«

»Die Hochspannung leider nicht.«

»Dann müssen wir sie in Kauf nehmen. Jetzt aber hoch zu den Türmen. Die Zeit drängt.«

Sie liefen auf den großen Platz vor den beiden Lagerbaracken. Die Scheinwerfer drehten sich weiterhin. Irgend jemand ließ sie permanent kreisen.

Geschickt umgingen sie das helle Licht, das zumeist die Baracken erfaßte, und hielten sich dabei dicht an dem unter Hochspannung stehenden Zaun.

Das Summen begleitete sie bis zum ersten Turm.

Er war aus Holz gebaut. Die Leiter zeigte stabile Tritte. Sie würde so leicht nicht brechen.

Die Königin der Wölfe brauchte diesmal keinerlei Arbeit zu übernehmen.

Ihre beiden Leibwächter sorgten dafür, daß die Posten ausgeschaltet wurden.

Auch auf den Türmen hielten jeweils zwei von ihnen Wache. Die Holzbauten standen auf einer etwas breiteren Plattform, so konnten die beiden Bestien um den Bau herumgehen. Geschmeidig und lautlos bewegten sie sich. Nun zeigte sich, daß aus ihnen tatsächlich Raubtiere geworden waren. Ihre schrägstehenden Augen leuchteten kalt. Sie hielten selbst ihre Mäuler geschlossen, um sich durch allzu rasches Atmen nicht vorzeitig zu verraten.

Brassow schlich vor. Er kannte sich hier aus. Als Mensch war er die Strecke schon oft genug gegangen. Nun kam er als Bestie, als Mörder...

Die Posten waren ahnungslos. Sie hockten auf ihren unbequemen Stühlen und drehten der an der rückwärtigen Wand liegenden Tür

ihre Rücken zu.

Brassow blieb vor der Tür stehen. Er wartete, bis auch Rock Dale neben ihm war. Sie gehörten zur Werwolf-Elite und würden ihrem Namen alle Ehre machen. Sie nickten sich zu.

Brassow las das Einverständnis in den kalten Augen seines Artgenossen.

Wichtig riß er die Tür des Holzhauses auf. Gleichzeitig mit der Windbö stürmten die beiden Bestien in das schmale Haus. Die Soldaten wirbelten herum. Sie kamen nicht dazu, ihre Waffen hochzureißen, urplötzlich waren die Werwölfe da, und auf den Gesichtern der Soldaten gefror das Entsetzen zu einer starren Maske.

Ein Hieb mit der Pranke schleuderte den ersten zu Boden. Sein Kamerad folgte. Der zweite riß seine Knarre hoch, doch der harte Hieb fegte sie ihm aus der Hand. Dann bissen die Werwölfe zu.

Sie töteten diesmal nicht, ihre Zähne gruben sich durch die derbe Kleidung und fügten den Männern Wunden zu, wobei die Werwölfe gleichzeitig den Keim des Bösen weitertrugen. Schreie erstickten, die Soldaten zuckten ein paarmal, dann lagen sie still.

Brassow und Dale erhoben sich. »Gut gemacht.«

Sie drehten sich um und sahen Lupina in der Tür stehen. Sie lächelte und hatte weiterhin darauf verzichtet, sich in eine Original-Wölfin zu verwandeln.

»Wie viele sind es noch?« wollte sie wissen.

»Sechs«, sagte Brassow.

»Die schafft ihr.«

»Ja, aber anders.« Der Werwolf stieß ein Fauchen aus. »Ich habe mir da etwas ausgedacht. Über Funk hole ich sie her, und dann geben wir ihnen keine Chance. Wir stürzen uns alle auf sie, auch du, Lupina.«

Damit war die Königin der Wölfe einverstanden. Brassow hob den Hörer des schwarzen Telefons mit beiden Pranken an und befahl eine

Zusammenkunft zwecks Wachkontrolle.

»Der werden sie folgen«, sagte er. Und sie kamen auch.

Einer nach dem anderen kletterte die Leiter hoch. Jeder Soldat lief in sein Verderben.

Minutenlang war nur das Fauchen, Schmatzen und Schlürfen zu hören. Als alle vom Keim infiziert worden waren, standen die ersten bereits wieder auf.

Acht Werwölfe waren es. Hinzu kamen Lupina und ihre beiden Leibwächter.

Also elf!

Eine gefährliche Truppe, die nicht gewillt war, sich durch irgend etwas aufzuhalten zu lassen.

»Kommt«, sagte Lupina. »Die Gefangenen warten...«

Ich war wirklich froh, daß uns niemand gesehen hatte, als wir die Hütte verließen. Jovanka ging auch nicht mehr den normalen Weg zurück, sondern schlug sich mit uns zusammen sofort in den Wald.

Und der war verdammt dicht.

Eine genaue Entfernungsangabe hatte sie nicht geben können. Jovanka kannte sich selbst da nicht so aus, sie meinte aber, daß wir drei Stunden unterwegs sein würden. Die waren fast um.

Hinter uns lag wirklich eine schwere Strecke. Der Wald zeigte sich von einer Seite, wie ich sie von England her nicht kannte. Das war ein Urwald, durch den wir uns geschlagen hatten, und ich wunderte mich, daß sich Jovanka trotz der Dunkelheit so gut zurechtfand, denn inzwischen war es finster geworden. Der Himmel hatte eine dunkelgraue Farbe angenommen. Wenn sich der Baumbestand etwas lichtete und wir nach oben schauten, sahen wir auch den satten Vollmond am Himmel leuchten. Werwolfwetter.

An meinen Job dachte ich kaum noch.

Ich stiefelte und stolperte kurzerhand hinter Jovanka her. Suko tat

das gleiche. Irgendwann machte man so etwas auch automatisch, da bewegten sich die Beine, da gab man nur auf Stolperfallen acht und schaltete das Denken aus. Als Jovanka stehenblieb, wäre ich fast an ihr vorbeigelaufen, so sehr war ich in Gedanken. Suko erging es ähnlich.

Zudem war es fast stockfinster.

Obwohl uns hier sicher niemand hören konnte, sprach die Russin mit gedämpfter Stimme.

»Also«, sagte sie. »Es ist nicht mehr weit. Wir sind gleich da, vielleicht noch eine halbe Stunde, und wir müssen hier mit Überraschungen rechnen. Seht mal nach rechts und dann in die Höhe.«

Das taten wir und entdeckten erst jetzt den schwachen rötlichen Schein am Himmel. »Ein Feuer?« fragte Suko.

Jovanka schüttelte den Kopf. »Nein und ja. Das ist brennendes Gas, ein Zeichen, wie nahe wir bereits unserem Ziel sind.« Ich nickte lächelnd.

Dann gingen wir weiter und erreichten plötzlich eine Straße, die in den Wald hineinführte und aus Betonplatten bestand, was mir nur ein Kopfschütteln entlockte.

»Wir sind nahe am Camp. Schaut euch den Wald an. Er ist jünger, frischer. Das ist schon nachgewachsen.« Sie hatte recht. Wir standen in einem Gebiet, das wesentlich heller war.

Und wir sahen die Lichter.

Rechts von uns glühten sie in der Nacht. Rote, weiße, gelbe, grüne, ein Farbenspektrum, in dem die brennenden Gasströme wie rotgelbe Fahnen wirkten.

Irgendwie ein imposantes Panorama. Industrie inmitten einer noch intakten Naturlandschaft.

Mich berührte das Bild seltsam, doch Jovanka drängte zur Eile. »Weiter!« hauchte sie.

»Und wo liegt das Lager?« fragte ich.

Jovanka deutete schräg nach links. »Dort irgendwo. Man kann keine Lichter sehen.«

»Also nicht weit.«

»Nein, nein. Wir müssen nur achtgeben, daß wir nicht gesehen werden.«

»Von den Gefangenen?« fragte Suko.

Sie lachte. »Das nicht, da sind andere, die uns gefährlich werden könnten. Die Arbeiter in den Ölcamps. Die schimpfen zwar auf ihren Job, aber sie würden nie etwas durchgehen lassen, denn sie werden gut bezahlt. Spione haben bei ihnen keine Chance.« Das waren keine guten Aussichten, aber damit hatte ich auch nicht gerechnet. Ich mußte im Prinzip froh sein, daß es bisher so gut geklappt hatte.

Wir gingen weiter.

Jetzt nicht mehr durch den Wald, sondern parallel zur Transportstraße.

Vor einigen Jahren hatte hier auch noch Wald gestanden, doch dann war der Ölboom ausgebrochen und hatte die Natur gefressen. Wo keine Straßen aus Holz gebaut wurden, nahm man Betonplatten, die allerdings nicht viel taugten. Sie waren erstens teuer, und zweitens littten sie unter der starken Kälte im Winter. Ich sah an zahlreichen Stellen Einbrüche.

Manche Platten waren gerissen und wiesen große Löcher auf. Auch in der Dunkelheit riß der Betrieb nicht ab. Noch immer fuhren Lastwagen.

Sie rumpelten über den Beton, und die Schlaglöcher schüttelten sie durch. Lichter tanzten. Von Wagen, die uns entgegenkamen, wurden wir geblendet und tauchten dann in die Deckung des Unterholzes. Unsere Waffen nahmen wir mit. Allerdings fehlte mir Desteros Schwert. Es war mir zu unhandlich gewesen, es auch noch mitzuschleppen. Wir hofften stark, daß die Pistolen, das Kreuz und

andere Dämonenbanner für unseren Kampf ausreichten. Jovanka blieb stehen und deutete über die Straße. »Wir müssen auf die andere Seite.«

Gesagt, getan. Bevor der nächste LKW anrumpelte, starteten wir und schafften es in wenigen Sprüngen. An dieser Seite gab es praktisch keinen Wald. Nur ein flaches Gelände mit Büschen und kleineren Bäumen und weichem Untergrund, der mich schon wieder an den Sumpf erinnerte.

»Das war auch Sumpfgebiet«, erklärte Jovanka, die meine Gedanken erraten hatte. Sie zeigte nach vorn.

Irgendwie bewunderte ich die Energie dieses jungen Mädchens.

Jovanka gab nicht auf, sie wollte weiter, und sie war der Typ, der bis zur Selbstaufgabe für eine Sache kämpfte. Imponierend, fand ich.

Schon sahen wir das Licht.

Ein heller Finger, der in der Luft zu stehen schien und sich dabei auf der Stelle kreisend bewegte.

»Das Lager!« Unwillkürlich hatte Jovanka die Stimme gesenkt. Wir schauten hin.

»Scheint alles in Ordnung zu sein«, bemerkte der Chinese, nach einer Weile. Ich nickte.

Suko stieß mich an. »Laß uns näher ran. Vielleicht sehen wir Lupina oder ihre Verbündeten.«

»Hör auf mit den Verbündeten. Ich hoffe, es ist noch nicht so weit gekommen.«

Wir bewegten uns schneller, allerdings auch geduckt und waren in der Dunkelheit kaum auszumachen. Dabei lauschten wir, doch selbst Suko hörte nichts Verdächtiges.

Ich hatte Angst vor Minen und fragte die junge Russin danach. »Nein, keine Gefahr. Das können Sie sich nicht leisten. Hier laufen auch zu viele Ölleute herum.«

»Deshalb also.«

Dafür hatten sie Starkstrom. Meine Ohren kannten das Geräusch. Ich hatte es schon in einiger Entfernung vom Lager gehört.

Es war überall und hatte uns praktisch eingekesselt. Über den Zaun kamen wir nie.

Wir hockten im Gras und starrten in Richtung Lager. Dort bewegte sich nach wie vor der lange Lichtfinger. Lautlos glitt er über den Boden, aber er holte keine Gestalten oder irgendwelche Gegner aus der Dunkelheit.

Das Gelände innerhalb des Hochspannungszauns schien menschenleer zu sein. Vier Wachtürme sahen wir ebenfalls. Normalerweise mußten sie besetzt sein. Nur sah ich keinen Posten. Jedenfalls zeichnete sich hinter den erleuchteten Sichtfenstern kein Schatten ab.

»Das ist mir zu tot«, flüsterte Jovanka.

»Und was machen wir?« fragte Suko.

»Aufs Gelände müssen wir, daran geht kein Weg vorbei. Nur macht mir der Hochspannungszaun da wenig Spaß. Gibt es keine andere Möglichkeit?«

Diese Frage war an Jovanka gerichtet, und die junge Russin reagierte gut. »Ja, da gibt es etwas. Wir müssen das Gelände dort betreten, wo sich auch der Eingang für das Wachpersonal befindet.«

»Und der ist nicht abgesichert?« Sie hob die Schultern.

Wir versuchten es. Als positiv empfand ich, daß der Scheinwerfer nur innen das Lager ausleuchtete und nicht auch noch nach außen schwenkte. So huschten wir im Schatten der Büsche voran, und wieder einmal bewunderte ich Jovanka. Sie gab sich sehr sicher, und sie kannte sich auch gut aus. Unser Ziel war von dem übrigen Gelände abgetrennt. Wir erreichten sogar einen Weg, und im hellen Mondlicht erkannten wir Reifenspuren, die tiefe Abdrücke im feuchten Boden hinterlassen hatten.

»Der Lagerleiter hat einen Wagen«, berichtete uns Jovanka. Den

sahen wir auch bald. Er parkte außerhalb des Lagers. Es war ein Geländefahrzeug russischer Produktion. Robust, wenig komfortabel, genau das richtige für diese Ecke der Welt. Damit kam man voran, auch auf schwierigem Gelände. Wir wurden noch vorsichtiger. Irgend etwas lag in der Luft, das spürte ich genau.

Dann sahen wir das Tor. Daneben stand das Haus der Posten. Und es sah sehr verlassen aus.

Mein Mißtrauen verdichtete sich. Hier stimmte einiges nicht, dessen war ich mir sicher. Ich war kein Kenner von irgendwelchen Gefangenengelagern, doch daß ein Komplex so aussah, daran wollte ich nicht glauben.

Als wir flüsternd darüber sprachen, stimmten mir Jovanka und Suko zu.

Unangefochten erreichten wir das Postenhaus. Zu dritt quetschten wir uns hinein.

Jovankas Blicke flogen über das kleine Schaltpult. Sie fand auch den richtigen Kontakt, um das Tor zu öffnen. »Soll ich?«

»Sicher.«

Jetzt wollte ich es wissen. Lange genug hatte man uns im unklaren gelassen. Ich spürte, wie sich die Spannung in meinem Innern verdichtete. Das Tor schwang auf. Ein Summen ertönte, als es auf einer Schiene zur Seite lief und dann stillstand.

Ich schaute durch das Fenster nach vorn.

Wieder bewegte sich der Scheinwerfer. Ein sehr breiter Lichtstrahl wanderte über den Innenhof und erfaßte plötzlich einige Personen. Bevor ich genau hinsehen konnte, war er bereits weitergeglitten.

Auch die anderen hatten etwas bemerkt, und so warteten wir die nächste Umdrehung ab.

Diesmal traf er voll. Und was wir sahen, ließ unseren Atem stocken.

Bestimmt ein Dutzend Werwölfe, so genau konnte ich nicht

nachzählen, schritten über den Innenhof.

An ihrer Spitze aber ging eine Mischung zwischen Frau und Bestie.
Lupina!

Mark Baxter wartete mit angehaltenem Atem. Er wußte plötzlich, daß etwas geschehen war. Sein »Freund«, der Wärter, rührte sich nicht mehr. Entweder war er tot oder bewußtlos. Der CIA-Agent spannte sich.

Allerlei Gedanken schossen durch seinen Kopf. Was hatten die Schüsse für eine Bedeutung gehabt? Wer war gekommen? Hatte die CIA vielleicht ein Einsatzkommando geschickt, um ihn herauszuholen?

Kaum, denn ein Agent mußte in der Lage sein, sich durch eigene Kraft zu befreien. Die Tür war offen.

Hinter ihr sah Mark Baxter einen Schatten. Er konnte nicht genau erkennen, wer dort stand, aber ein Mensch war das nicht. Einen Augenblick später hörte er das Fauchen. Mark Baxter zuckte zusammen.

Jemand schien ihm einen Peitschenschlag versetzt zu haben. Dieses Fauchen paßte nicht hierher, das hörte sich an, als hätte ein Wolf es ausgestoßen. Dann bewegte sich der Schatten. Er sackte in die Knie und tauchte durch die Öffnung, um das kleine Gefängnis zu betreten.

Mark sah ihn genauer!

Ja, es gab keinen Zweifel, das war ein Wolf. Eine breite Bestie, die kein normales Tier war. Nein, eine gefährliche Mutation, der der Mordwillen aus den schräggestellten Augen leuchtete. Und noch etwas sah Mark, obwohl das in das Verlies fallende Licht ziemlich schwach war. Die blutige Schnauze!

Der Wolf hatte bereits ein Opfer gerissen, und Reste klebten noch an seinen Kiefern.

Mark wußte genau, wer nun daran glauben sollte. Er selbst!

Und er war sicher, daß er es hier mit keinem Trick der Gegenseite zu tun hatte, denn dieses Raubtier war verdammt echt, so konnte sich niemand verkleiden. Zudem wäre es lächerlich gewesen. Die Russen hätten an diesen Dingen bestimmt kein Interesse gehabt.

Das Tier sprang. Bei einem Menschen hatte Mark den Angriff oft genug vorausahnen können, wobei sich die Reaktion zuvor in den Augen der Person zeigte. Hier aber ging alles blitzschnell und ohne Vorwarnung.

Ausweichen konnte Mark Baxter nicht. Nur abblocken. Den Kopf zog er ein, die Fäuste riß er hoch, der Werwolf prallte hart gegen ihn, und seine gefährlichen Pranken hämmerten zu. Mark Baxter mußte die Schläge voll hinnehmen, die zum Glück nicht seinen Kopf trafen. Die scharfen Krallen hieben gegen seine hochgerissenen Arme und rissen dort die Kleidung auf. Mark hörte das Reißen des Stoffs, und er roch die scharfe Ausdünstung des Raubtieres, weil sich der Wolf dicht vor ihm befand.

Auch den Blutgeruch nahm er wahr. Süßlich bitter stieg er in seine Nase, und als der Wolf seine Pranken zurücknahm, um zu einem erneuten Schlag auszuholen, da wuchtete der CIA-Agent sein Knie vor.

Er traf die Bestie hart, die aus dem Konzept geriet und ein wenig zurückgedrängt wurde.

Mark Baxter hatte eine eisenharte Ausbildung hinter sich. Er krümmte die Hand, holte so weit aus wie möglich, und hämmerte sie dann nach unten.

Die Schnauze der Bestie klaffte auf. Baxter traf den Oberkiefer, und beide Kiefer klackten von der Wucht des Schlages zusammen, so daß ein Zittern durch die Gestalt lief. Mark mußte so rasch wie möglich raus.

Hier würde er nur den kürzeren ziehen, weil es zu eng war. Über den Boden rollte er sich, wobei er die Beine angezogen hatte. Das

war sein Glück, denn ein Rundschlag der Bestie verfehlte ihn nur knapp, und die Pranke klatschte dicht neben seinem Knie auf den hartgestampften Lehmboden.

Mark nutzte seine Chance. Er tauchte durch die Tür und fand sich im Gang wieder, wo sich die anderen Zellen befanden und die Bude des Aufpassers.

Sie war leer. Der Wärter lag mitten im Gang.

Mark fiel sogar gegen ihn, rollte sich herum und sah im trüben Licht der Deckenleuchte, was mit dem Mann geschehen war, der Mark immer als Kamerad bezeichnet hatte.

Der Russe war tot.

Er war auf eine schreckliche Art und Weise gestorben und lag inmitten einer Blutlache.

Neben ihm sah Mark noch das Gewehr, mit dem er sich verteidigt hatte.

Der CIA-Agent schnappte sich die Waffe, kam auf die Füße und wartete auf seinen Gegner.

Der kroch durch die niedrige Tür.

Da feuerte Mark.

Geduckt stand er da, während er den Abzug rasch mehrmals hintereinander durchzog. Es war eine Schnellfeuerwaffe, und die Geschosse hieben in die breite Brust der Bestie.

Der Wolf wurde durchgeschüttelt. Fell flog in Fetzen weg, die Bestie verschwand auch, aber sie war nicht tot.

Mark hörte sein wildes Fauchen, und eine Gänsehaut rann über seinen Rücken.

Der Wolf würde ihn noch einmal angreifen, da war er sicher. Mark machte sich keinerlei Gedanken darüber, wie es kam, daß er die Bestie nicht besiegen konnte, er mußte nur zusehen, daß er dieser Hölle entkam.

Ein Fenster gab es bestimmt in der Bude des Aufpassers. Mark riß

die Tür auf und stürmte mit schußbereitem Gewehr über die Schwelle.

Fast wäre er noch gegen einen Ofen gelaufen, dessen Platte eine dunkelrote Farbe zeigte, weil sie überheizt war. Dann sah er das Fenster. Es war zu klein, aber wenn er den Rahmen aus der Fassung schlug, mußte es zu schaffen sein. Es blieb beim Vorsatz.

Nicht nur hinter sich auf dem Gang hörte er das Fauchen, auch die Scheibe wurde eingeschlagen. Pranken hieben das Glas entzwei, und Mark schaute mit weit aufgerissenen Augen die drei Wölfe an, die sich vor dem Fenster aufhielten. Der CIA-Agent wurde blaß. Dieser Weg war ihm versperrt. Und die Tür? Er kreiselte herum und sah seine Chancen sinken.

Die Tür wurde so wuchtig aufgehämmert, daß sie Mark im Rücken traf.

Zuerst sah Mark den Werwolf, den er erledigt hatte. Hinter ihm erkannte er noch vier oder fünf andere. Einer davon war eine Frau.

Für einen Moment war der CIA-Agent konsterniert. Er konnte es nicht fassen, denn die Frau war weder Bestie noch Mensch, sondern eine Mischung zwischen beiden. Sie hatte den Kopf eines Menschen, jedoch den Körper eines Tieres - eines Wolfs. Mark hielt den Atem an. Er hatte in seiner Laufbahn viel erlebt, doch so etwas wie hier war ihm noch nicht unter die Augen gekommen.

Das war der nackte Horror!

Ein Abziehbild des Grauens, was ihm da entgegenschautete, und als Mark in seinem Rücken Geräusche vernahm, da drehte er den Kopf. Er mußte mit ansehen, wie die Wölfe durch das Fenster stiegen. Bei einigen war die Verwandlung nicht völlig abgeschlossen. Ihre Gesichter zeigten noch menschliche Züge. Er sah durch das noch nicht so dicht gewachsene Fell die helle Haut schimmern und erkannte auch, wie sich das Gesicht veränderte, daß der Mund lang gezogen wurde, eine Wolfsschnauze bildete, die aufklaffte und

ein gefährliches Gebiß präsentierte. Plötzlich wußte Baxter Bescheid. Er wollte es zwar noch immer nicht glauben, aber es gab keine andere Möglichkeit. Vor und hinter ihm standen keine normalen Wölfe, sondern mutierte Wesen, das waren Werwölfe. Jawohl!

Mark entsann sich sehr wohl der Geschichten, die man über die Wesen erzählte. Mit normalen Kugeln nicht zu töten, sondern durch geweihte Silbergeschosse.

Und die besaß Baxter nicht, so war das Gewehr völlig wertlos für ihn.

Er ließ es trotzdem nicht fallen. Als Schlagwaffe wollte er es benutzen.

Bei den Wölfen an der Tür entstand Bewegung. Die Bestie mit dem Frauengesicht drängte sich vor. Wahrscheinlich wollte sie mit Baxter reden, und Mark ging zurück, so daß sich die Seitenwand in seinem Rücken befand.

Dann hob er das Gewehr.

Die Wölfin lächelte spöttisch. »Damit kannst du mich nicht erschrecken«, sagte sie kalt. »Gegen diese Kugeln sind wir gefeit.«

Mark nickte. »Ich habe es inzwischen bemerkt. Wer bist du?«

»Lupina!«

»Kenne ich nicht.«

»Das glaube ich dir wohl. Aber du bist auch kein Russe, wie ich an deiner Sprache höre.«

»Nein, Amerikaner.«

»Spion, nicht?«

Mark gab keine Antwort.

Da lächelte Lupina. »Wir werden dich nicht töten, Spion, sondern zu einem der unseren machen. Du wirst weiterleben und weiter existieren können, aber nur als Werwolf, nicht mehr als Mensch. Wie gefällt dir das?«

»Überhaupt nicht.«

Lupina lachte auf. »Kann ich mir denken.« Dann gab sie den Befehl.

»Packt ihn!«

Baxter schoß. Er hatte dabei auf die Frau gehalten, in der wahnwitzigen Hoffnung, sie, die ja vom Aussehen her keine Werwölfin war, zu töten.

Die Kugeln trafen auch. Allerdings nicht sie, sondern andere Wölfe, die sich blitzschnell vor ihre Königin gestellt hatten und sie mit ihren Körpern deckten.

Vier, höchstens fünf Kugeln verließen den Lauf. Dann hatte sich Mark verschossen.

Nun benutzte er das Gewehr als Schlagwaffe. Wie eine Keule schwang er es, traf auch und sah, wie die Bestien nicht nur durcheinandergewirbelt wurden, sondern auch von der Wucht der Treffer zu Boden fielen, wo sie sich gegenseitig behinderten.

Trotzdem blieb Baxter der Fluchtweg zur Tür und zum Fenster weiterhin versperrt.

Da griff er zu seiner letzten Chance.

Der Unsichtbarkeit!

Er rammte sein rechtes Bein hoch, traf mit dem Fuß die Platte des Schreibtisches von unten und schleuderte ihn herum. Er kippte auf die Seite, so wie Mark es sich gewünscht hatte.

Ein Hechtsprung brachte ihn hinter das Möbelstück. Ein paar Sekunden blieben ihm.

Er hörte, wie Lupina ihre Diener anfeuerte, und konzentrierte sich trotz des Chaos um ihn herum auf die Ereignisse in den Kensington Labors, die jetzt schon einige Jahre zurücklagen. Als würden Messer in seinen Kopf schneiden, so stark wurde auf einmal der Schmerz. Ein gutes Zeichen für ihn!

Aber noch war er sichtbar, und noch mußte er sich gegen die Übermacht der Bestien wehren. Und sie kamen.

Zu dritt stürzten sie sich auf ihn. Ihre Mäuler waren aufgerissen. Fauchende und knurrende Laute drangen hervor, vereinigten sich zu einer Sinfonie des Schreckens, die in den Ohren des Unsichtbaren gellte.

Der Schmerz schien seinen Kopf zerreißen zu wollen. Mark stand dicht vor dem Punkt. Als letzte Bewegung rammte er sein Bein vor, traf den Schreibtisch und schleuderte ihn den angreifenden Werwölfen entgegen.

Die Ablenkung gelang, doch aufhalten konnte er die Bestien nicht, die weiterhin von Lupina angefeuert wurden. Und da verschwand Mark Baxter!

Plötzlich, von einer Sekunde zur anderen, war die Stelle, wo er zuvor noch gelegen hatte, leer. Mark wußte selbst, daß er auch als Unsichtbarer verletzbar war, denn wenn ihn eine Kugel traf, dann würde man ihn und den Einschlag zwar nicht sehen, doch das dann sichtbar werdende Blut zeigte den Gegnern, wo sich der »Unsichtbare« befand.

Mark hatte insofern Glück, als daß er die Überraschung seiner Gegner ausnutzen konnte. Sie schauten völlig konsterniert auf die Stelle, wo er soeben noch gelegen hatte. Der Unsichtbare aber schlängelte sich dicht über dem Boden und versuchte, durch die Tür zu schlüpfen. Lupina begann zu toben.

Sie erlitt einen regelrechten Anfall und schlug wütend um sich. »Wo steckt er?« schrie sie. »Wo, zum Henker?« Wild schaute sie sich um.

Ihre eisigen Blicke trafen dabei die sie umstehenden Bestien.

Ratlosigkeit breitete sich aus. Niemand wußte eine Antwort. Dieser Gegner war vor ihren Augen verschwunden. So etwas konnte und durfte es nicht geben.

Sicherlich in irgendwelchen Dämonenreichen, wo völlig andere Gesetze herrschten, aber auf der Erde war so etwas unmöglich. Mark

hatte inzwischen die Tür erreicht. Dicht an der Wand hielt er sich, und als eine der Bestien einen Schritt vortrat, da öffnete sie dem Unsichtbaren automatisch den Weg aus dem Büro hinaus in den Gang.

Mark hatte die Schwelle kaum erreicht, als er sich aufrichtete. Noch immer durchsuchten die Wölfe das Zimmer. Sie waren beschäftigt, und Lupina stand wie ein Feldherr bei ihnen. Sie drehte dem Unsichtbaren den Rücken zu. Mark Baxter konnte sich die Chance nicht entgehen lassen. Er holte zu einem wuchtigen Handkantenschlag aus und ließ seinen Arm nach unten sausen. Er traf die Stelle zwischen Kopf und Schultern im Nacken der Wölfin, und er sichelte Lupina praktisch von den Beinen.

Die Königin der Wölfe wurde nach vorn geschleudert, konnte den Schwung nicht mehr abfangen und krachte zu Boden. Ein Mensch wäre liegengeblieben. Nicht so Lupina. Sie fuhr augenblicklich herum. Ihr Gesicht war zu einer Fratze verzerrt, wobei die Augen Feuer zu sprühen schienen.

»Was war das?« kreischte sie wild. »Wer hat mich hier angegriffen?«

Niemand gab eine Antwort. Ihre Wölfe standen ebenso konsterniert herum, wie sie auf dem Boden hockte. Ihre fellbedeckten Arme schnellten vor. »Warst du es? Du oder du vielleicht?«

Bei jeder Frage zielte sie auf einen anderen Wolf. Kopfschütteln.

Lupina stand knurrend auf. Sie wollte nicht zugeben, daß sie sich im Moment überfordert fühlte, und befahl deshalb, die Suche abzubrechen.

»Los, kommt jetzt zu den Gefangenen. Wir haben schon genug Zeit verloren.«

Die Wölfe sammelten sich.

Auch Mark Baxter hatte die Worte vernommen. Er schlich bereits durch den Gang und hatte die Tür nach draußen bereits erreicht.

Zwei Stunden konnte er nur unsichtbar bleiben. Und diese Zeit wollte er nutzen...

»Mein Gott«, flüsterte ich, »das ist doch nicht möglich...« Neben mir atmete Suko schwer.

Jovanka, die junge Russin, stieß Worte aus, die ich nicht verstand. Aber ihrem Gesicht war abzulesen, was sie meinte. Es zeigte Spuren von Resignation.

Unseren Augen bot sich wirklich ein gespenstisches Bild. Die Werwölfe mit Lupina an der Spitze hatten es nicht einmal eilig. Wie eine Woge bewegten sie sich über den Innenhof, verschwanden einmal im Dunkeln und wurden Augenblicke später vom Licht des Scheinwerfers erfaßt, wenn er wieder einen Schwenk hinter sich gebracht hatte. Deutlich sahen wir ihr Ziel. Das Gefangenengelager!

Zwei Baracken standen dort. Die darin eingepferchten Menschen schienen noch nichts gesehen oder bemerkt zu haben, denn sie verhielten sich still.

Da kein Aufpasser zu sehen war, folgerte ich sehr richtig, daß sich Lupina diese Wächter geholt hatte, um sie in den Kreis der Werwölfe einzureihen.

Der Wind fuhr über den Platz, warf Staub hoch, und verding sich auch in der langen blonden Mähne der Werwölfin. Ihr Haar wurde hochgewirbelt, so daß der Nacken frei lag. Deutlich sah ich ihre geschmeidigen Bewegungen, mit denen sie der Meute voranschritt, und uns war klar, daß wir jetzt nicht mehr zögern durften. Die Hälfte der Strecke hatte die Meute bereits hinter sich gebracht. Es dauerte nicht mehr lange, dann standen sie vor der Baracke.

Wenn sie die erst betreten hatten, dann gnade Gott den Gefangenen.

Das Grauen würde über die Menschen hereinbrechen, wobei ich mich noch immer wunderte, daß niemand der Gefangenen etwas bemerkt hatte und den Bau verließ. Ich nahm mir noch die Zeit und

sprach Jovanka darauf an.

»Es gibt da Fallen, John. Wahrscheinlich auch noch Hochspannung. So genau kann ich es nicht sagen!«

»Okay.«

»John!« drängte mein chinesischer Freund. »Wir dürfen nicht mehr länger warten.«

»Ja.«

Drei Sekunden brauchten wir, um uns zu entscheiden. Das Mädchen sollte zurückbleiben. Suko und ich aber rannten vor, um Lupina in die Zange zu nehmen. »Los jetzt!«

Ich hatte den Befehl gegeben und lief geduckt los. Hoffentlich hielt sich Jovanka auch an unsere Abmachungen, denn ich wollte nicht, daß sie sich in Gefahr begab.

Voll schien das Mondlicht auf den Hof. Ideale Kraftnahrung für die mörderischen Werwölfe. Ich konnte sie jetzt sehen, auch wenn sie nicht mehr in den Kreis des Scheinwerfers gerieten. Besonders bei Lupina fiel das helle Haar auf.

Suko hatte den weiteren Weg. Er mußte einen großen Bogen schlagen, deshalb wollte ich mich zuerst zeigen. Lupina sollte ihre Überraschung erleben, bei Gott, das schwor ich mir.

Meine Füße hämmerten auf den Boden. Bei dem schnellen Lauf waren Geräusche unvermeidlich.

Jetzt befand, ich mich bereits mit den Werwölfen auf einer Höhe. Noch einen Bogen, dann...

Der Scheinwerfer erfaßte mich. Für wenige Herzschläge lang wurde ich geblendet, hetzte weiter und schaffte es.

Vielleicht noch dreißig Schritte, dann hatte die Königin der Wölfe als erste das Lager erreicht.

Ich steigerte mein Tempo - und kam von der Seite.

Sie mußte mich sehen, sie...

Lupina stoppte.

Auch ich hielt an. Und dann hallte mir ein Schrei entgegen. Laut, kreischend, angefüllt mit Haß und Wut, all das, was sie für mich fühlte, schleuderte sie mir um die Ohren. »John Sinclair!«

Ich war stehengeblieben. Der Ruf gellte in meinem Kopf, und ich war wirklich erschreckt über den gewaltigen Haß, der darin mitschwang.

Lupina und ich waren Feinde - Todfeinde, ebenso wie ich ein Feind der anderen Mordliga-Mitglieder war. Einmal hatte ich mich sogar in Lupina verliebt, da war ich zu einem Werwolf geworden, als man mir ein Serum gespritzt hatte. Zum Glück war es synthetisch gewesen, und ich konnte durch eine Bluttransfusion gerettet werden. Zuvor jedoch hatte ich tatsächlich wie ein Wolf um Lupina gekämpft, damit sie mir und ich ihr gehörte. Das war vorbei, die Fronten waren wieder neu abgesteckt.

Jetzt wollte sie nur noch eins. Meinen Tod!

Ich hatte meine Waffen griff- und sichtbereit. Die Beretta hielt ich in der rechten Hand, vor meiner Brust baumelte das geweihte Silberkreuz.

Davor fürchtete sich die Königin der Wölfe am meisten, wie ich wußte.

Wir starrten uns an. Ich griff sie nicht an, denn ich wollte, daß sich Suko in aller Ruhe an sie heranschleichen konnte. Wir fixierten uns nur.

Lupina war so erregt, daß sich ihr Fell sträubte. Die einzelnen Haare stellten sich aufrecht, in den schräggestellten Augen leuchtete der Kampfeswille und gleichzeitig die Bereitschaft, mich restlos zu vernichten. »Du bist da«, sagte sie.

Ich nickte. »Ja. Hast du dir den Plan ausgedacht?«

»Natürlich, John Sinclair. Dieser Clive Denver lief uns genau in die Arme. Er redete, denn er war unseren Methoden nicht

gewachsen, und so kam ich auf den genialen Einfall, ihn zu einem Werwolf zu machen und dich hierherzulocken. Ich wußte genau, daß man in London so reagieren würde, wenn er dort einmal auftauchte. Und ich habe mich wirklich nicht getäuscht. Du bist gekommen!«

»Ja, so wie du mich vernichten willst, so werde ich deinem Leben ein Ende bereiten«, erwiderte ich.

»Siehst du die Übermacht?«

»Sicher.«

Ihr Gesicht verzerrte sich. »Diesmal stehen sie alle auf meiner Seite. Keiner meiner Freunde wird es wagen, sich gegen mich zu stellen, das kannst du mir glauben. Mit mir sind es elf, und dagegen kommst auch du nicht an. Zudem werden es bald mehr sein, wenn wir einmal in die Lager eingedrungen sind, um uns die Gefangenen zu holen. Hier entsteht die Werwolf-Elite, und sie wird zuerst dieses Land überschwemmen und sich dann auf der Welt ausbreiten. Was die Vampire bis heute noch nicht geschafft haben, werde ich fertigbringen, darauf kannst du dich verlassen, Geisterjäger.«

»Hat dir Morasso es denn erlaubt?« höhnte ich.

»Er steht voll auf meiner Seite, denn er weiß genau, daß ich die Wölfe um mich sammle, Xorron die Untoten und Ghouls, Vampiro-del-mar die Blutsauger und Tokata die Verfluchten der Hölle aus unheiliger Erde Asiens.«

Große Worte. Ich kannte sie, ich war sie nicht anders gewohnt.

Allerdings hütete ich mich, darüber zu lachen. Ging doch auch manche Versprechen der dämonischen Führerschicht nicht in Erfüllung, so blieb doch ein Rest, der schrecklich genug war. Da brauchte ich nur an Xorron zu denken, dessen Erweckung auf Dr. Tods Konto ging und die ich nicht hatte verhindern können. Trotzdem hatte ich das Gefühl, daß sich Lupina nicht so hundertprozentig sicher war. Ich besaß die Beretta, sie mußten wissen, daß genügend geweihte Silberkugeln im Magazin steckten, um über die Hälfte ihrer Brut zu

töten. Wahrscheinlich war ich wirklich zu früh aufgetaucht. Sie hatte sicherlich erst in das Lager der Gefangenen eindringen wollen. Daraus wurde erst einmal nichts.

Ich riskierte sogar ein Lächeln. »Diese Worte, Lupina, habe ich schon des öfteren gehört. Auch von dir. Ich glaube nicht, daß sich deine Prophezeiungen erfüllen werden. Im Gegenteil, ich habe sogar das Gefühl, daß dein Weg hier zu Ende sein wird.«

»Und wie«, hörte ich plötzlich die Stimme des Chinesen. Sie war im Rücken der Werwölfe aufgeklungen. Lupina fuhr herum, ebenfalls die anderen. Dadurch deckten sie ihre Königin. Angriff!

Ja, wenn wir jetzt nicht handelten, dann konnte es unter Umständen zu spät sein.

Ich startete und brüllte gleichzeitig Sukos Namen.

Nach zwei Schritten stoppte ich. Plötzlich drang ein Scheppern an meine Ohren. Gleich darauf erlosch alles Licht.

Aus einer kleinen Hütte stachen Flammen, und im nächsten Moment schien sie zu explodieren.

Auf dem Hof erstarnte alles. Nicht nur Suko und ich, sondern auch die Werwölfe.

Ich hatte mich noch nicht von dem Schreck erholt, als irgendwo Holz splitterte.

Ich schaute nach rechts und sah, wie die Wände der Gefangen-Baracke buchstäblich auseinandergerissen wurden. Ein gewaltiges Menschengewoge quoll daraus hervor. Eine Tür wirbelte durch die Luft, und etwas Schlimmeres hätte uns eigentlich nicht passieren können. Die Gefangenen waren frei.

Mark Baxter, der Unsichtbare, wußte genau, daß außer ihm noch andere Menschen in dem Lager schmachteten. Und er wollte nicht nur für sich selbst den Weg in die Freiheit freikämpfen, auch die anderen Menschen sollten nicht länger in ihren primitiven

Unterkünften hausen.

Deshalb nahm sich Mark die Zeit, die Leute von ihrem Schicksal zu erlösen.

Daß diese Tat zu einem Bumerang werden sollte, konnte er nicht ahnen, denn die Ereignisse überraschten ihn ebenso wie uns.

Der CIA-Agent hatte zwar lange in seinem Verlies gehockt, doch als man ihn herschaffte, hatte er sich genau umgesehen. Er wußte also, wo die Baracken zu finden waren, zudem konnte er sie nicht übersehen.

Niemand entdeckte ihn, als er über den Lagerplatz lief. Am Himmel stand ein großer Mond, der fahlgelb leuchtete. Für einen Moment erinnerte sich Mark Baxter daran, daß er diesen Mond auch in seiner Heimat sehen konnte, doch nun war er Tausende von Meilen davon entfernt.

Amerika lag weit, weit zurück. Für ihn jedenfalls weiter als der Mond.

Er erreichte die Baracken. Und er sah die Drähte blitzen, die um das Gebäude herumliefen. Sie waren nur hauchdünn, aber sie bildeten ein Starkstromgitter, das keiner durchbrechen konnte, es sei denn, er war lebensmüde.

Aber Mark wußte Bescheid. Nicht weit entfernt stand ein kleines Häuschen, in dem sich die Quelle dieser Stromsicherung befand. Sie mußte zerstört werden. Das Haus war rechteckig, sah aus wie ein Verteiler, und die Tür hatte einen grünen Anstrich. Sie war nicht abgeschlossen. Jeder konnte sie aufziehen.

Als Mark das Haus erreicht hatte, hörte er auf dem Platz die Werwölfe.

Auch die Stimme der Frau war deutlich zu vernehmen. Sie trieb ihre Beschützer zur größtmöglichen Eile an. Für Mark Baxter wurde es Zeit.

Es kam auf jede Sekunde an, denn er wollte nicht riskieren, daß die

Gegenseite schneller war. Die Tür hatte einen schmalen Griff. Es sah schon makaber aus, als sich die Tür wie von Geisterhand gezogen auf einmal öffnete. Im rechten Winkel blieb sie stehen.

Mark warf einen Blick in das Innere. Diesmal war er froh über das Mondlicht. So brauchte er keine Lampe, um sich im Innern der Stromversorgung zurechtzufinden.

Mit einem Stein wollte Mark es machen. Er fand auch in der Nähe einen und war bereit, ihn zu schleudern, als er plötzlich andere Stimmen hörte.

Da sprach jemand englisch.

Mark zögerte. War es möglich, daß die CIA doch Kollegen geschickt hatte, um ihn herauszuholen? Nein, wenn er genauer hinhörte, dann sprach der Mann keinen amerikanischen Dialekt.

Vielleicht gehörte er zur britischen Abwehr und war wegen Clive Denver erschienen. Ja, so mußte es sein.

Der Unsichtbare lächelte. Er hielt den Stein in der rechten Hand und schleuderte ihn.

Voll traf er sein Ziel. Der Stein hämmerte in das Herz des summenden Aggregats. Und seine Aufprallwucht zertrümmerte dort Magnete, Spulen, Verstärker und Kondensatoren. Winzige Leitungen schmorten durch, Blitze zuckten auf. Funken sprühten, Entladungen fanden statt, und dann zündeten sogar kleine blaue Flämmchen über die isolierten Drähte, die wichtige Teile miteinander verbanden.

Die Explosion stand dicht bevor. Und sie erfolgte. Der Unsichtbare hatte sich rechtzeitig zurückgezogen. Die Stichflamme, die aus dem Innern schoß, war gewaltig. Sie fauchte hervor. Es stank nach verbranntem Kunststoff, und das Feuer fraß sich immer weiter vor und fand neue Nahrung. Auch der Scheinwerfer auf dem Hof verlosch. Das Lager war ohne Strom. Mark Baxter hatte sein Ziel erreicht. Die Gefangenen konnten ihre Baracken verlassen.

Ein paar lange Schritte brachten den Unsichtbaren bis an die Tür

des ersten Lagers. Sie stellte für ihn kein Hindernis dar. Er riß sie auf und stand schon bald in der Baracke. Niemand sah ihn, und die Gefangenen glaubten an einen Windstoß, der die schmale Tür aus den Angeln gefegt hatte. In Zweierreihen lagen sie auf knochenharten Pritschen, konnten sich kaum drehen und rutschten erst langsam, aber dann immer schneller von ihren Lagern.

»Ihr seid frei!« dröhnte plötzlich Baxters Stimme. »Los, Kameraden, haut ab, verschwindet!«

Drei Sekunden tat sich nichts. Dann hatte es jeder der Männer begriffen.

Und die Baracke erzitterte in ihren Grundfesten...

Die plötzliche Dunkelheit wirkte wie ein Tuch. Bis sich meine Augen an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, dauerte es etwas.

Die paar Sekunden reichten.

Die Woge der Gefangenen kam. Einige liefen direkt zum Ausgang, andere rannten auf die Buden der Wärter zu, wahrscheinlich, um sich zu bewaffnen. Im Nu war das Chaos perfekt.

Auch um mich herum waren plötzlich Menschen. Sie nahmen keinerlei Rücksicht, zu lange hatten sie im Lager verbringen müssen. Sie rannten, schrien und stießen sich gegenseitig aus dem Weg. Auch ich mußte achtgeben, um nicht von ihnen überrannt zu werden. Zwei sprangen mich an, ich keilte aus, hämmerte mit dem Waffenlauf zu, verschaffte mir Luft, und schemenhaft erkannte ich, daß sich außer den Gefangenen auch die Werwölfe zwischen sie gemischt hatten.

Das würde Panik geben.

Einen sah ich plötzlich dicht vor mir. Ehe ich noch einen Schuß abfeuern konnte, hatte er sich schon einen der Befreiten geschnappt und zugebissen.

Das letzte, was ich von dem Mann sah, war sein von Entsetzen und

Angst gezeichnetes Gesicht, dann riß es mich buchstäblich von den Beinen, und ich spürte, daß Krallen meine Haut auffetzten.

Hart fiel ich zu Boden, rollte mich herum und schaffte es nur zur Hälfte, denn da waren zwei Werwölfe, die mich festhielten. Einer hatte meinen Arm gepackt, drehte ihn, und ich schrie auf, weil der stechende Schmerz bis hinein in die Schulter raste. Die Beretta entglitt meinen Fingern. Als das geschehen war, sprang der zweite Werwolf auf mich. Sein Gewicht drückte mich am Boden fest, ich konnte mich nicht mehr rühren. Die Bestie gab so genau acht, daß sie nicht mein Kreuz berührte, das zwar noch an der Kette um meinen Hals hing, jedoch in Verlängerung meiner rechten Schulter auf dem Boden lag. Die Bestie öffnete die Schnauze.

Geifer tropfte hervor, fiel auf mich, und ich mußte mich vor Ekel schütteln.

Der zweite Werwolf hielt meine Arme fest, so daß ich die Hände nicht hochreißen konnte, um meine Kehle zu schützen. Der Hals lag frei. Frei für den Biß!

Keinem, auch nicht John Sinclair, hatte Jovanka gesagt, daß sie das breite Jagdmesser mitgenommen hatte. Sie trug es unter der Kleidung verborgen. Es hatte ihrem Bruder gehört, und dieses Messer hatte ihr einmal das Leben gerettet, als sie von einem Bären bedroht worden war, der sie töten wollte. Im letzten Moment war ihr Bruder hinzugekommen und hatte das Tier getötet.

Mit eben diesem Messer!

Jovanka war fest entschlossen, diejenige damit umzubringen, die ihren Bruder auf dem Gewissen hatte. Denn nur durch diese Wölfin war er zu einer Bestie geworden.

Das verlangte nach Rache!

Trotz ihres Haßgefühls war Jovanka eiskalt. Und sie wartete ruhig ihre Chancen ab.

Im hohen Gras hatte sie sich niedergehockt und beobachtete. Sie sah John Sinclair und auch Sukos. Der Chinese schlug einen Bogen, um in den Rücken der schrecklichen Kreaturen zu gelangen. Sinclair wurde zuerst entdeckt. Es entspann sich ein wuterfüllter Dialog zwischen ihm und der Wölfin.

Die beiden kannten sich sehr gut, das entnahm die junge Russin den Worten.

Ihre Hände streichelten das Messer. Die Klinge glänzte, als wäre sie eben erst nachgeschliffen worden. Das Lächeln auf Jovankas Lippen war böse, Mordgedanken durchströmten ihren Kopf. Gewissensbisse hatte sie nicht. Wenn sie diese Mutation zwischen Frau und Wolf tötete, dann war das in ihren Augen kein Mord. Tiere konnte man nicht ermorden. Vorsichtig richtete sie sich auf.

Den Griff des Messers hielt sie umklammert. Hart traten ihre Knöchel hervor. Die Augen waren leicht zusammengekniffen, der Mund bildete einen Strich.

Sinclair und der Chinese hatten Mut, den konnte man ihnen nicht absprechen, doch Jovanka glaubte einfach nicht daran, daß sie auch die Kaltblütigkeit besaßen, um die Gegner zu töten. Aber - sie wollte es.

Sinclair war entdeckt worden, während die Bestien den Chinesen noch nicht gesehen hatten. Jovanka lächelte hart. Die würden sich wundern, sie hatten nicht nur zwei Gegner, sondern drei.

Sie konnte sich entscheiden, in welche Richtung sie schleichen wollte.

Jovanka ging weder nach rechts noch nach links. Sie suchte sich genau die Mitte aus, praktisch zwischen John Sinclair und dessen Partner Sukos.

Lupina und Sinclair sprachen miteinander. Sie schleuderten sich gegenseitig Vorwürfe ins Gesicht. Die Wölfin stand allerdings nicht sehr günstig für einen Angriff. Weder von Sinclairs noch Sukos oder

Jovankas Seite. Ihre Kreaturen deckten sie einfach zu gut ab.

Jovanka verharrte. Sie überlegte noch, wie sie es anstellen sollte, als plötzlich das Licht erlosch. Von einem Augenblick zum anderen war von dem Scheinwerferstrahl nichts mehr zu sehen.

Dunkelheit! Nur der Mond stand am Himmel. In seinem fahlen Licht schimmerte das Fell der Wölfe seltsam silbrig. Auch warf es blitzende Reflexe auf das lange blonde Haar der Dämonin. Und dann hörte Jovanka die Explosion und wenig später die Schreie. Sie erlebte mit, wie die Gefangenen-Baracke buchstäblich auseinanderbrach und die Menschen aus ihren Gefängnissen stürmten.

Das war eine Überraschung, die sie nicht so leicht verdaute.

Sekundenlang stand die junge Russin starr auf dem Fleck. Ihre Augen waren geweitet. Sie hatte die Männer nie zuvor gesehen, wenn sie im Lager zusammengepfercht waren, aber sie wußte, daß sich dort auch Aggressionen aufstauten, die sich nun in einer Welle von Gewalt entluden. Und dazwischen die Werwölfe!

Jovanka begriff sehr wohl die Gefahr, die sich von einem Augenblick zum anderen verdichtet hatte. Ihre Angst wurde unnatürlich groß, doch der Wille zur Rache blieb. »Jetzt erst recht!« knirschte sie. Sie jagte auf die Werwölfe zu.

Die Bestien standen nicht mehr im Pulk zusammen. Sie und die Gefangenen hatten sich vermischt. Schreie gellten über den Lagerplatz, Wut- und Haßgebrüll, Schläge klatschten, das erste Blut floß.

Andere Häftlinge waren zu den Wachhäusern der Wärter gerannt.

Wahrscheinlich wollten sie sich bewaffnen, doch darüber brauchte sich Jovanka den Kopf nicht zu zerbrechen, sie befand sich auf einmal inmitten des Hexenkessels aus Gewalt und entladendem Zorn.

Plötzlich war sie eingekleilt von Gestalten. Menschen, Werwölfe, die Bilder verwischten. Sie sah verzerrte Gesichter und die weit

aufgerissenen Rachen der Wölfe, die hin und wieder zuschnappten, um sich ein Opfer zu holen. Es war die Hölle.

Jovanka traute sich nicht, das Messer einzusetzen. Sie hatte Angst, einen der Gefangenen tödlich zu verletzen. Wenn sie zustach, dann mußte sie die Gewißheit haben, einen der Werwölfe zu treffen. Die Chance bekam sie.

Von rechts warf sich ein Schatten heran, schlug nach ihr, und sie spürte scharfe Krallen, die ihre Kleidung aufrissen und Streifen in die Haut ihrer Schulter zogen. Ein Werwolf.

Auf der Stelle wirbelte sie herum. Flockiger Geifer klatschte in ihr Gesicht.

Sie stach einfach zu.

Dabei spürte sie kaum Widerstand, als die Klinge dicht unter dem Hals des Wolfes in dessen Brust glitt. Sofort färbte sich das Fell rot, die Bestie zuckte auch zurück, doch sie fiel nicht, und dem Mädchen wurde in dieser Sekunde klar, daß sie mit einem normalen Messer nichts gegen die Wölfe ausrichten konnte.

Die Bestie schüttelte sich, wollte erneut angreifen, als sie von zwei befreiten Männern angerempelt und zu Boden gestoßen wurde. Die Männer sprangen über die Bestie hinweg und rannten in Richtung Tor.

Jovanka sah ihre Chance. Sie löste sich vom Fleck und suchte Lupina.

Eigentlich mußte sie leicht zu finden sein, denn ihr helles Haar leuchtete auch in der Dunkelheit.

Das Mädchen hatte sich eine Sekunde zu lange ablenken lassen. Auf dem Rücken hatte Jovanka keine Augen, und sie sah auch nicht den mutierten Rock Dale, der sich angeschlichen hatte und seine gewaltigen Arme um ihren Leib schwang. Jovanka schrie auf.

Der Werwolf hob sie in die Höhe, und die Russin verlor den Kontakt zum Boden.

Dann wurde sie auf die Erde geschmettert. Mit dem Hinterkopf schlug sie schmerhaft auf. Sie umklammerte zwar noch immer ihr Messer, das allerdings nützte ihr nichts mehr, denn die Bestie warf sich auf sie...

Natürlich wurde auch Suko von den Ereignissen völlig unvorbereitet getroffen. Er und John Sinclair hatten Lupina wirklich in der Zange gehabt, dann passierte so etwas.

Das Licht erlosch, und mit der Wucht einer Bombe brachen die Gefangenen aus. Auch Sukos Augen mußten sich erst an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnen. Die Gefangenen stürmten auf ihn zu.

Männer, die vom wilden Drang nach Freiheit nahezu besessen waren.

Suko hatte den Plan, sich auf Lupina stürzen zu wollen, aufgegeben, denn erst einmal mußte er die eigene Haut verteidigen.

Zwischen die Schreie der Menschen und dem Keuchen der Wölfe mischten sich die ersten Schüsse. Sie waren kaum zu hören, aber Suko konnte sich einen mächtigen Werwolf nur mit zwei Kugeln aus seiner Beretta vom Leibe halten. Die Geschosse schleuderten die Bestie zurück. Sie prallte zu Boden, überschlug sich und schrie, wobei sie beide Pranken gegen ihr braunschwarzes Fell schlug. Dabei trat schon die Rückverwandlung ein, was Suko allerdings kaum noch mitbekam, denn die anderen nahmen ihm die Sicht. Er fing sich einen Schlag mit dem Ellbogen ein. Einer der Gefangenen drehte durch, und seine Arme arbeiteten wie Mähdrescher. So bahnte er sich seinen Weg.

Dann wurde er von einem Werwolf angesprungen. Die fellbedeckte Bestie vergrub den Tobenden unter sich. Bevor Suko eingreifen konnte, biß sie schon zu.

Durch Karateschläge verschaffte sich der Chinese Luft. Um ihn herum wogte ein Meer aus Leibern und Werwolfkörpern.

Verzweifelt suchte der Chinese nach seinen Freunden, und er hielt auch Ausschau nach Lupina, denn ihretwegen waren er und John schließlich in dieses weite Land gekommen. Hin und wieder sah er sie. Bevor sich Suko aber zu ihr durchkämpfen konnte, war sie schon wieder verschwunden. Er dachte auch daran, seinen Stab einzusetzen.

Für fünf Sekunden konnte er damit die Zeit anhalten, aber die Spanne war zu kurz. In diesem Chaos konnte er nicht viel erreichen, da hätte sich Lupina schon direkt in seiner Nähe aufhalten müssen.

Als ihm eine kleine Atempause vergönnt war, zog er die Dämonenpeitsche. Er schlug einen Kreis über den Boden, und im nächsten Augenblick rutschten die drei Riemen aus der Öffnung. Diese Waffe war Gold wert, das merkte der Chinese schon bald, als ein Werwolf ihn angriff.

Halbhoch schlug Suko zu. Die Riemen wickelten sich um den Körper der Bestie und entfalteten ihre zerstörerische Kraft. Der Wolf heulte schaurig auf. Er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten und brach zusammen. Suko riß die Peitsche wieder an sich.

Noch immer wogten die Leiber um ihn herum, und dann hörte er auch die ersten Schüsse. Einigen befreiten Gefangenen mußte es gelungen sein, sich zu bewaffnen. Das hatte noch gefehlt. Wie leicht konnten Unschuldige getroffen werden, und den Werwölfen war mit normalen Bleimantelgeschossen sowieso nicht beizukommen. Nur, wer sagte das den Männern?

Da sah Suko innerhalb des Chaos eine zierliche Gestalt. Jovanka!

An sie hatte er nicht mehr gedacht. Er glaubte auch, das Messer in ihrer Hand zu sehen, und mußte gleichzeitig mit ansehen, wie Jovanka von einer Bestie angegriffen und zu Boden geschmettert wurde.

Dem Chinesen blieb fast das Herz stehen. Gegen einen Werwolf hatte Jovanka nicht die geringste Chance, auch nicht mit ihrem

Messer.

Die Bestie hatte sich auf sie geworfen. Ihr Kopf näherte sich der Kehle des Mädchens.

Suko schlug sich den Weg frei. Ihm blieben nur Sekunden, noch wehrte Jovanka sich. Sie bewegte ihren Körper wild, drosch um sich und blieb nicht still liegen, denn dann hätte sie dem Werwolf die Chance gegeben, sie zu töten.

Ein paarmal traf sie die Bestie sogar mit dem Messer.

Sie schlitzte Fell auf, Blut floß, aber das Tier ließ nicht von seinem Opfer ab. Jovanka sollte sterben.

Und dann war Suko da. Er nahm weder die Beretta noch setzte er den Stab ein. Für ihn reichte die Dämonenpeitsche. Damit griff der Chinese an.

Er schlug schräg von oben nach unten. Die Riemen pfiffen durch die Luft, und sie sägten förmlich in die Gestalt der unheimlichen Bestie hinein.

Der Werwolf heulte schrecklich. Er war tödlich getroffen, das wußte er genau, er rollte sich herum und gab den Körper der jungen Russin frei.

Rauch stieg aus seinem Fell, das mittlerweile eine graue Färbung angenommen hatte und auch abfiel. Jovanka schaute zu, aber Suko wollte hier keine Wurzeln schlagen. Er zog die Russin hoch.

»Was fällt dir eigentlich ein!« fuhr er sie an. »Du kannst dich doch nicht in den Kampf einmischen.«

»Ich will Lupina!«

»Unsinn, die ist stärker. Lauf jetzt weg und warte auf uns, zum Teufel.«

»Und wohin?«

Suko überlegte. »Da stand doch ein Wagen in der Nähe des Postenhauses. Erinnerst du dich?«

»Ja.«

»Da laufe hin und warte dort auf uns.«

»Und ihr?«

»Wir kommen schon.«

Sie nickte. Suko drängte sie weg, damit sie endlich aus der Gefahrenzone verschwand.

Sie hatte Lupina töten wollen. Eine Illusion. Die Königin der Wölfe hätte sie zerrissen.

Inzwischen war es nicht mehr so schlimm. Das Chaos hatte sich etwas gelichtet. Dafür wurde geschossen. Fahle Mündungslichter leuchteten dort auf, wo sich die Baracken der Wärter befanden. Der Chinese ging in Deckung, denn die Kugeln pfiffen gar nicht mal so weit an seinem Kopf vorbei. Die Gefangenen schossen auf die Wölfe. Manche wurden getroffen. Sie zuckten, stolperten manchmal, aber sie liefen weiter. Und dann hörte Suko etwas anderes. Alarmsirenen und das Knattern von Hubschraubern.

Die Behörden hatten Verdacht geschöpft. Jetzt ging es um jede Sekunde...

Für mich schien die Zeit stillzustehen. Das Chaos um mich herum war gar nicht mehr vorhanden, ich sah nur die weit aufgerissene Schnauze der Bestie und die beiden Kieferhälften mit den gefährlichen Reißzähnen. Sie würden mich töten.

Da peitschte ein Schuß. Ich sah, wie der Kopf des auf mir hockenden Wolfs zerschmettert wurde.

Der Werwolf kippte zur Seite, und dann hörte ich einen zweiten Abschuß.

Auch die andere Bestie wurde getroffen. Wieder zerstörte die Silberkugel den Schädel. Ich war frei.

Aber wo steckte mein Retter?

Ich schaute mich um, weil ich Suko suchte. Von dem war nichts zu sehen, trotzdem hatte jemand geschossen, und plötzlich fiel mir

meine Beretta in den Schoß.

Buchstäblich vom Himmel kam sie. Dann hörte ich ein leises Lachen, und eine Stimme sagte: »Gut gemacht, Kollege.« Ich fuhr herum. Nichts zu sehen.

Da wollte mich einer auf den Arm nehmen, denn ich bildete mir die Stimme wirklich nicht ein, sie war tatsächlich vorhanden gewesen, und mich hatte auch jemand gerettet. Beide Werwölfe waren durch geweihte Silberkugeln getötet worden. Ich hatte sie fallen sehen, doch meinen Lebensretter entdeckte ich nicht. Ich kam wieder auf die Beine.

Natürlich blieb der Auftrag. Ich wollte Lupina haben, doch sie war nicht zu sehen.

Irgendwie hatte sich alles verlagert, und als eine Kugel dicht an meiner Schulter vorbeipifff, ging ich erst einmal zu Boden. Die befreiten Gefangenen drehten durch. Die Männer hatten sich Waffen besorgt und schossen nun auf alles, was sich bewegte.

Auch nicht gerade die feine englische Art.

Ich überrollte mich ein paarmal am Boden. Die Werwölfe jagten über den Platz. Einen sah ich besonders gut.

Er hielt einen schreienden Mann umklammert und zog ihn wie ein Bündel Lumpen hinter sich her.

Der Mensch hatte gegen die Bestie keine Chance. Dieser Werwolf würde ihn ohne Erbarmen töten. Und dagegen hatte ich einiges.

Ich richtete mich auf die Knie, hob meinen rechten Arm und stützte das Gelenk mit der linken Hand ab. Jetzt mußte ich haargenau zielen. Der Schuß!

Fahl leuchtete es vor der Mündung auf. Für Büchsenlicht sorgte der Mond, und die Kugel traf. Sie hieb in den Körper der laufenden Bestie und entfachte voll ihre zerstörerische Kraft. Der Werwolf torkelte noch zwei, drei Schritte voran, dann verließen ihn die Kräfte, und er sackte zusammen. Wuchtig prallte er zu Boden, wobei

er noch um sich schlug und die Erde aufriß. Sein Opfer aber ließ er los. Der Mann merkte gar nicht, daß er nicht weitergezogen wurde. Er blieb auf dem Rücken liegen und schrie. Ich atmete auf.

Einen hatte ich gerettet. Leider wußte ich nicht, wie viele Menschen sich noch in den Klauen der Bestien befanden oder bereits von ihnen getötet worden waren. Etwas behäbig stand ich auf, weil ich mich umsehen wollte. Es herrschte noch immer ein Durcheinander, aber das große Chaos war vorbei.

Meinen Retter sah ich nicht. Suko war es nicht gewesen, ihn hätte ich entdeckt. Zudem war aus meiner eigenen Beretta geschossen worden, die mir aus der Hand gefallen war. Wer also hatte mich vor dem Tod bewahrt?

So sehr ich auch nachschaute und überlegte, ich kam zu keinem Ergebnis. Irgendwelche Kräfte aus dem Unsichtbaren mußten eingegriffen haben, eine andere Alternative gab es für mich nicht. Es war müßig, sich weiterhin darüber Gedanken zu machen. Die Gegenwart interessierte mich mehr.

Das Mondlicht war zwar nicht so hell wie ein Scheinwerfer, doch es reichte aus, um einigermaßen sehen zu können. Die meisten Gefangenen hatten sich in die Baracke der Wächter zurückgezogen.

Dort splitterten Scheiben, sie hatten sich verbarrikadiert, um den Angriff der Werwölfe abzuwehren, denn auch die Bestien wußten genau, wohin sie sich zu wenden hatten.

Ein paar Männer waren tot.

Ich sah sie auf der harten Erde liegen. Bewegungslos, mit tödlichen Verletzungen. Sie waren den Bestien nicht mehr entkommen, die sich in einem wahren Blutrausch befunden hatten. Meine Kehle wurde trocken, als ich die Opfer sah. Nur von Lupina entdeckte ich nichts.

Hatte sie sich nach dem halben Sieg feige zurückgezogen und den anderen das Feld überlassen?

Fast sah es mir so aus. Ich knirschte wütend mit den Zähnen. Wären

die Gefangenen nicht freigekommen und hätte es durch sie nicht das Chaos gegeben, dann wäre uns Lupina sicherlich in die Falle gelaufen. Uns?

Mein Gott, wo steckte Suko?

Obwohl ich den Platz vor den Lagerbaracken absuchte, hatte ich den Chinesen nicht gesehen. Ich wollte es riskieren und seinen Namen rufen, als wieder Schüsse peitschten. Das geschah in meinem Rücken. Ich drehte mich um und sah die Mündungslichter aus den Fenstern der Baracke blitzen. Schattenhafte Gestalten taumelten, als sie von den Kugeln getroffen wurden, sie starben allerdings nicht. Diese Bestien waren wirklich immun gegen Bleigeschosse. Aber noch ein anderes Geräusch vernahm ich. Ein Dröhnen. Es war ein Hubschrauber.

Irgendwie mußte man an anderer Stelle bemerkt haben, daß in diesem Lager etwas nicht stimmte, und man hatte reagiert. Auch vernahm ich das Heulen von Sirenen. Sicherlich fuhren dort Einsatzwagen, die die Hubschrauber begleiteten.

Für mich wurde es Zeit zu verschwinden.

Und Suko?

»John!«

Vor Freude übersprang mein Herz fast einen Schlag. Ich hatte die Stimme des Chinesen gehört. Rechts von mir war sie aufgeklungen. Ich drehte mich um und sah meinen Freund. Geduckt hetzte er auf mich zu.

»Wir müssen weg!« rief er, noch bevor er mich erreicht hatte.

»Los, John.«

»Und wohin?«

»Ich habe das Mädchen zu diesem Wagen geschickt. Es ist unsere einzige Chance. Wenn die Hubschrauber erst einmal hier sind...«

Suko brauchte nichts mehr zu sagen. Ich sah es selbst, denn die fliegenden Riesenlibellen waren mit Suchscheinwerfern ausgerüstet.

Sobald sie die Nähe des Lagers erreicht hatten, wurden sie eingeschaltet.

Gewaltige, lange helle Finger stachen aus der Luft dem Boden entgegen und machten die Nacht zum Tag. Noch hatten die Maschinen ihr eigentliches Ziel nicht erreicht, doch es konnte höchstens noch eine halbe Minute dauern, dann waren sie da. Wir befanden uns in einem fremden Land, ohne jegliche Unterstützung. Wenn man uns hier lebend erwischte, dann würden wir für alle Zeiten irgendwo verschwinden. Und das sollte auf keinen Fall passieren. Wir rannten los...

Zweimal hätten sie Jovanka fast erwischt. Nur im letzten Augenblick konnte sie den Werwölfen entkommen, indem sie sich zu Boden warf und hinter einem Busch Deckung suchte. Dann erreichte sie den Wagen.

Jovankas Herz hämmerte. Ihr schmales Gesicht glänzte schweißnaß, aber noch immer lag der entschlossene Ausdruck in ihren Augen. Sie hatte nicht damit gerechnet, daß es einmal so schlimm werden würde, an Aufgabe dachte sie allerdings nicht. Nein, sie wollte weitermachen.

Der Wagen stand gut getarnt. Um ihn zu starten, brauchte man aber einen Zündschlüssel. Und den besaß das Mädchen nicht. Sie suchte das Armaturenbrett ab, ohne den Schlüssel zu finden. Vor Enttäuschung schluchzte sie auf. Alles war vorhanden, sogar zwei große Reservekanister mit Benzin, die man außen am Wagen angebracht hatte, nur kein Schlüssel. Ihre Panik dauerte nicht einmal zehn Sekunden. Jovanka war durch eine harte Schule gegangen, und ihr Bruder hatte sie gelehrt, niemals aufzugeben, war die Lage auch noch so kritisch. An diese Worte mußte sie wieder denken, als sie hinter dem Lenkrad hockte und verzweifelt nachdachte.

Vielleicht konnte man den Wagen kurzschießen. Jovanka wußte,

daß es so etwas gab. Und sie hatte auch schon zugesehen, wie vor einiger Zeit ihr Bruder so etwas gemacht hatte. Wie war das nur gewesen?

Die junge Russin überlegte fieberhaft. Dabei schlügen ihre Gedanken Purzelbäume. Für sie war es schwer, sich zu konzentrieren. Sie vergegenwärtigte sich die Szene noch einmal genau und dachte daran, daß ihr Bruder sich damals gebückt und unter dem Armaturenbrett herumgewerkelt hatte. Dort mußte es Kabel oder ähnliches geben, die für eine erfolgreiche Ausführung wichtig waren.

Ihre Finger zitterten. Hinzu kam die Dunkelheit, und eine Lampe besaß sie nicht. Schon bald war sie in Schweiß gebadet. Die Angst, es nicht zu schaffen, erzeugte bei ihr Magendrücke. Sie riß an mehreren Drähten, führte sie auch zusammen, doch ein Erfolg war ihr nicht vergönnt.

Sie betete flüsternd. Wieder versuchte sie es mit anderen Drähten, hielt sie gegeneinander und sah manchmal Funken sprühen, die blauweiß schimmerten.

Jovanka war so in ihre Aufgabe vertieft, daß sie die Gefahr nicht bemerkte.

Drei Werwölfe schlichen sich an. Einer davon war Lupina. Sie hatte sich jetzt auch verwandelt. Das blonde Haar war zu auffällig gewesen, und dennoch stach sie von den anderen ab. Irgendwie schimmerte ihr Fell heller als das ihrer beiden Begleiter.

Sie ging auch in der Mitte. Zu ihrer Rechten schritt Oleg Brassow. Rock Dale war tot, sie hatte ihn opfern müssen, aber Brassow sollte an ihrer Seite bleiben.

Der andere gehörte zu den ehemaligen Wärtern. Seine Schnauze war blutverklebt. Immer wieder schaute er sich um und keuchte.

Lupina war längst klar geworden, daß sie nur einen Teilsieg errungen hatte, wenn nicht sogar eine Niederlage daraus geworden

war. Deshalb kam es jetzt darauf an, sich gut und vor allen Dingen rasch aus der Affäre zu ziehen. Dieses überraschende Auftauchen der Gefangenen hatte überhaupt nicht in ihren Plan gepaßt, und sie dachte noch immer darüber nach, auf welches Ereignis dies zurückzuführen war. Jetzt sah sie das Mädchen.

Jovanka hockte noch immer im Wagen und bemühte sich verzweifelt, ihn zu starten. Sie machte sich dabei bittere Vorwürfe, daß sie damals nicht besser aufgepaßt hatte. Wenn sie wollten, dann verstanden es die Bestien, sich lautlos zu bewegen.

Lupina sagte auch nichts, sie gab nur ein Zeichen. Die Bestie mit der blutigen Schnauze schlich voran. Lupina und Brassow hielten sich zurück. Die Wölfin sicherte nach hinten, denn sie wollte keine Überraschungen erleben.

Drei Schritte nur trennten Brassow von dem Wagen.

In diesem Augenblick richtete sich Jovanka auf. »Ich schaffe es nicht«, flüsterte sie. »Verdammt, ich schaffe es...«

Da packte die Bestie zu.

Jovanka merkte erst etwas, als sich die beiden Pranken um ihre Kehle legten, die Haut aufrissen und zudrückten. Ihr Schrei erstickte schon im Ansatz, und dann wurde sie mit großer Gewalt aus dem Wagen gerissen. Sie fiel. »Ja, töte sie!«

Lupina hatte den Befehl gegeben, und dem Mädchen wurde klar, daß sie nicht die Werwölfin besiegen würde, sondern es umgekehrt war. Und das konnte sie kaum fassen. Wilde Angst stieg in ihr hoch.

Im selben Augenblick war auch Brassow da, der mit eisenhartem Griff ihre Füße packte und sie hochhob. Die beiden Bestien wollten Jovanka in ein Gebüsch schleppen, um sie dort zu töten.

Nur ein Wunder konnte die junge Russin noch retten. Und dieses Wunder geschah!

Man hatte Jovanka zwar die Kehle zgedrückt, doch sehen konnte sie noch immer. Und sie sah den Knüppel.

Nur ein Teil von ihm war zu erkennen, ein abgebrochener Ast, aber er schwebte in der Luft, und er raste plötzlich mit ungeheurer Wucht nach unten.

Zuerst hatte Jovanka Angst, daß er ihr Gesicht treffen würde.

Erst als sie das Klatschen hörte und auch den wütenden Schrei der Bestie vernahm, da wußte sie, daß der Hartholzknüppel das Gesicht ihres Gegners getroffen hatte.

Der war so überrascht, daß er Jovanka losließ. Sie schlug zu Boden, während der andere Werwolf ihre Beine noch festhielt.

Und schon wuchtete der Knüppel auf ihn zu.

Der Wolf heulte auf, denn er hatte den Schlag genau auf die Schnauze bekommen. Er ließ Jovanka los und drehte sich knurrend im Kreis. Das Mädchen reagierte instinktiv richtig und kroch aus der Gefahrenzone.

Die junge Russin hatte keine Ahnung von Mark Baxter. Sie wußte nichts von dem Mann, der sich unsichtbar machen konnte, sie glaubte wirklich an ein Wunder. Da sah sie ihr Messer.

Sie hatte es im Wagen liegengelassen, aber jetzt fegte die Klinge durch die Luft und wuchtete in die Brust der Wölfin. Davon wurde selbst Lupina überrascht. Sie torkelte und hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben.

Weit öffnete sie ihr Maul. Ein gefährliches Fauchen drang daraus hervor, und ihre beiden Helfer standen konsterniert auf dem Fleck. Sie wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Das Erscheinen dieses unsichtbaren Gegners hatte auch sie völlig verwirrt.

Jovanka hörte die Stimme. »Bleiben Sie liegen, Mädchen. Rühren Sie sich nicht.«

Die Russin nickte automatisch. Sie dachte auch nicht mehr nach. Ihr war alles egal.

Aber Lupina nicht. Mit beiden Pranken riß sie sich das Messer aus der Brust. Sie schrie dabei und hob den rechten Arm, um es auf

Jovanka zu schleudern.

Da war plötzlich die Klammer. Unsichtbare Hände preßten ihr Gelenk zusammen und bogen den Arm nach hinten. Lupina war so überrascht, daß sie die Waffe fallen ließ. Sie selbst ging zurück und hörte auch das Geräusch der anfliegenden Hubschrauber sowie das schrille Jaulen der Sirenen. Und da kamen zwei Männer.

Die Werwölfin sah ihre Gestalten. Sie riß ihr Maul auf und brüllte:
»Sinclair!«

Ich hatte den Ruf vernommen. Die Stimme kannte ich nur zu gut, so unterbrach ich meinen Lauf. Auch Suko blieb stehen.

Wir hatten wirklich alles aus uns herausgeholt und waren wie die Wilden gerannt.

Wenn es für uns noch eine Chance gab, zu entkommen, dann mit dem Wagen.

Daß wir dabei auf Lupina treffen würden, damit hatten wir nicht gerechnet.

Aber nicht nur sie war da. Auch zwei andere Bestien hielten sich in ihrer Nähe auf.

»Tötet ihn!« geiferte Lupina und zog sich danach blitzschnell zurück, weil sie selbst kein Ziel bieten wollte. Feige war sie auch.

Die beiden Bestien teilten sich die Arbeit. Ein Wolf griff mich an, der andere Suko.

Ich hatte den größeren der beiden vor mir. Eine unheimliche Gestalt mit schwarzem Fell, das sich gesträubt hatte. Hell blitzten die Reißzähne im rötlichen Schlund des Rachens. Ich durfte die Bestie nicht an mich herankommen lassen, sonst war ich verloren. Die Beretta ließ ich stecken und nahm den Dolch. Vor meiner Brust hing noch das Kreuz.

Um den Werwolf mit ihm angreifen zu können, hätte ich erst die Kette über den Kopf streifen müssen. Die Zeit drängte. Jede Sekunde war wichtig. Die Bestien durften uns nicht aufhalten. Er sprang.

Werwölfe machen immer den gleichen Fehler. Sie verlassen sich zu sehr auf ihre urwüchsige Kraft und kennen keinerlei Kampftechnik. Das Manko nutzte ich aus. Der Dolch war unterwegs, als sich die Bestie in der Luft befand. Und er traf.

Hart hieb er in die Kehle des Monsters. Ich mußte schnell weg, sonst hätte er mich mit seinem Gewicht noch erwischt und zu Boden gerissen.

In der Bewegung hielt ich nach Lupina Ausschau. Sie stand als nächste auf meiner Liste, doch von der Wölfin war nichts zu sehen. Versteckt hatte sie sich. Dafür sah ich Suko.

Er hatte bereits den zweiten Werwolf erledigt. Die drei Riemen der Dämonenpeitsche hatten der Bestie fast den Kopf von den Schultern gerissen. Aus seinem Körper stieg der Rauch in dicken, langen Streifen, die in der Luft zerfaserten. Das war's!

Der von mir erledigte Werwolf war auf den Bauch gefallen. Mit dem Fuß drehte ich ihn herum und nahm meinen Dolch wieder an mich. Um Lupina konnten wir uns nicht mehr kümmern, denn wir mußten wirklich weg. Soeben landeten die Hubschrauber. Das Gelände vor den Baracken schien im gleißenden Licht zu explodieren. Gestalten sprangen aus den Helikoptern und huschten vor.

Sie würden gegen die Bestien ankämpfen müssen und noch schwere Arbeit bekommen. Das allerdings sollte nicht mein Bier sein. Unsere Aufgabe war erledigt, wenn auch nur halb, wie ich ehrlich eingestehen mußte. Auf einmal sprang der Wagen an.

Niemand von uns, selbst Jovanka nicht, hatte mitbekommen, wie so etwas möglich gewesen war.

Zauberei?

Ich machte mir darüber keine Gedanken, sondern packte das Mädchen und hievte es auf den Rücksitz. Suko nahm neben mir Platz. Ich wollte fahren.

»Nehmt mich doch auch mit!« hörte ich plötzlich hinter mir eine Stimme, und Jovanka schrie erschreckt auf.

Zwei Sekunden saß ich bewegungslos. Ein kalter Schauer rieselte über meinen Rücken.

Dann gab ich Gas!

Wir kamen tatsächlich weg.

Und der Geländewagen war Spitz. Jovanka, die sich wieder einigermaßen gefangen hatte, fuhr uns sicher durch die Dunkelheit. Zum Glück kannte sie die schmalen Pfade durch den Wald, so brauchten wir nicht auf den Betonpisten zu bleiben. Zurück blieb ein Chaos.

Noch sehr lange hörten wir das Knattern der Hubschrauber. Sie flogen ununterbrochen. Im Lager mußte weiterhin die Hölle los sein. Erst als sich kein Tropfen Sprit mehr im Tank befand, mußten wir stoppen. Das geschah bereits in der Nähe der großen Sümpfe und Wasserläufe.

Suko und ich sprangen aus dem Fahrzeug und lösten die von außen angebrachten Reservekanister. Dann füllten wir nach.

Als der erste Kanister leer war und ich ihn in ein Gebüsch schleuderte, geschah es.

Plötzlich versteifte sich Jovanka, denn wie auch ich sah sie, daß auf dem Sitz hinten etwas zu flimmern begann. Und dann saß plötzlich ein Mann dort.

Blitzschnell hielt ich die Waffe in der Hand und zielte auf den Unbekannten.

Der grinste und hob beide Hände. »Wollen Sie wirklich Ihren Lebensretter erschießen, John Sinclair?«

»Lebensretter?«

»Ja, erinnern Sie sich nicht? Wer hat denn die beiden Werwölfe erledigt, die Sie umbringen wollten?«

Ich schaute ihn an, dann Suko, doch der Chinese hob nur die Schultern.

»Wer sind Sie?« fragte ich nach einer Weile.

»Mein Name ist Mark Baxter.«

»Und?«

»CIA.«

Da ging bei mir ein Kronleuchter auf. Ihn hatte der amerikanische Geheimdienst also geschickt. Einen Mann, der sich unsichtbar machen konnte?

Ich hatte viel erlebt, wirklich, Freunde, aber das war mir doch ein Rätsel.

Ziemlich belemmert mußte ich aus der Wäsche geschaut haben, denn der braunhaarige Agent lachte. »Kommen Sie, John, wir müssen weiter. So schön dieses Land auch ist, für immer möchte ich nicht hier bleiben.«

»Ja, Sie haben recht.«

Ich fuhr wieder an, nachdem Suko auch den zweiten Tank geleert hatte.

Unterwegs berichtete Baxter. Er war ebenfalls auf den neuen russischen Langstreckenbomber angesetzt worden. Im Gegensatz zu Clive Denver hatte er die Aufnahmen. Natürlich tat es ihm leid, daß er uns ungewollt ins Handwerk gepfuscht hatte, indem er die Gefangenen befreite. Doch das hatte er nicht wissen können.

Wir hatten es auch so geschafft.

Mit dem Sprit kamen wir fast bis zu unserem Boot. Den Rest - zwei Meilen vielleicht - mußten wir uns zu Fuß durchschlagen. Dann tuckerten wir wieder über das Mündungsdelta des großen Flusses. Von Verfolgern sahen wir nichts. Die hatten im Lager genügend zu tun. Mehr als einmal stellte ich mir die Frage, wie es dort wohl aussehen würde. Mir war jedoch klar, daß ich es nie erfahren würde. Denn die Russen würden auf keinen Fall die Existenz von

Werwölfen zugeben. Wir konnten allerdings aus diesem Fall noch eine zweite Lehre ziehen. Für Dämonen, ganz gleich welcher Art und Beschaffenheit, gab es keine Grenzen, keine Eisernen Vorhänge. Sie waren wirklich im wahrsten Sinne des Wortes international.

Hoffentlich hatte der Pilot richtig reagiert und war zurückgekommen.

Als die Sonne langsam aufging, sahen wir nicht nur ihren fahlen Schein, sondern auch die ersten grauen Wolken. »Das gibt Schnee«, sagte Jovanka.

Sie hatte recht. Zehn Minuten später fielen bereits die ersten Flocken.

Erst nur wenige, dann wurden es immer mehr, und wenig später hüllte uns ein weißer Wirbel ein. Wir hatten längst angelegt und warteten auf die Maschine. Jovanka wollte nicht mit.

Als ich sie noch einmal darauf ansprach, sagte sie: »Nein, Rußland ist meine Heimat. Ich bleibe hier. Und vielleicht kann ich euch hier nützlicher sein als im Westen.«

Wenn man es so sah, dann hatte sie recht.

Sie wollte auch nicht mehr bei uns bleiben. Stürmisch umarmte sie mich und flüsterte mir ins Ohr, so daß die anderen es nicht hören konnten: »Es war schön mit dir, John. Ich würde gern noch einmal mit dir in die Sauna gehen.«

»Ich auch«, erwiederte ich leise und gab ihr einen Kuß.

Sie verabschiedete sich von Suko und Mark Baxter. Über seine Fähigkeiten würde sie kein Wort verlieren. Dann drehte sie sich um und ging. Wir schauten ihr so lange nach, bis der weiße Flockenwirbel sie verschluckt hatte.

»Ein mutiges Mädchen«, sagte Baxter.

Ich nickte. »Ja, das ist sie.«

Mit einer zweistündigen Verspätung traf die Maschine ein. Wir waren schon fast zu Schneemännern geworden, als wir das Brummen

vernahmen. Dann tauchte ein Schatten aus dem Schneevorhang auf.

Die Maschine landete auf dem See. Wasser gischtete hoch, der Ausstieg wurde geöffnet. Wir mußten durch das Wasser. Ich ging als erster.

Wieder sah ich die Leiter. Der Pilot grinste mich an. Durch den Schneevorhang konnte ich sein Gesicht kaum sehen, glaubte aber, daß es ein anderer war. Auch egal.

Ich stieg die Sprossen hoch.

Und da sah ich die Waffe. Der Pilot hielt sie in seiner rechten Hand, die zu einer Pranke geworden war. Über der ausgestreckten Hand erkannte ich auch das Gesicht. Es gehörte einem Werwolf!

In dieser einen Sekunde machte ich Schreckliches durch. Ich empfand Angst, Entsetzen, Resignation... Dann peitschte der Schuß.

Ich hatte erwartet, daß mir die Kugel den Kopf zerschlagen würde, doch das geschah nicht. Dafür sackte der Pilot auf dem Sitz zusammen. Aus der klaffenden Wunde in seinem Gesicht lief das Blut.

Suko hatte geschossen.

Fast wäre ich in den See gefallen, so sehr zitterte ich. »Schmeiß ihn raus!« sagte der Chinese. »Oder willst du hier festwachsen?«

»Nein.« Ich packte zu und wuchtete Clive Denvers letztes Opfer an mir vorbei. Es klatschte, als der Tote im See verschwand. Für uns war der Weg frei.

Wir losten aus, wer flog. Es traf Mark Baxter. Er verstand etwas davon und zog den Vogel sicher hoch. Wir stießen hinein in die graue Schneewand, gingen auf Höhe und mußten nur noch nach den Instrumenten fliegen, ein Sichtflug war so gut wie unmöglich. Auch konnten wir nicht höher als die Schneewolken. Die Motoren wären zu schnell vereist.

Nie war mir ein Flug so lang vorgekommen. Aber wir schafften es.

Im Westen klarte der Himmel auf, so als wäre es symbolisch gemeint. Denn dort lag die Freiheit. Auch für uns...

ENDE